3 1761 08155662 3

Ein Führer

durch

Goethes Faust

I. und II. Teil

von

Dr. Aug. Herm. Kämpfer

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Halle a. d. S.
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses
1920

5999f
Yk

Ein Führer

durch

Goethes Faust

I. und II. Teil

von

Dr. Aug. Herm. Kämpfer

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
183761
7.9.23

Halle a. d. S.
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses
1920

Germany

TORONTO LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

„Es war mir unmöglich, die reichen Bilder meiner Phantasie auf den magern Faden einer durchgehenden Handlung aufzufädeln" hat Goethe selbst über Faust I. und II. Teil geäußert. Mit diesen Worten ist diese Dichtung nach jeder Richtung hin charakterisiert. Welche Fülle und welcher Reichtum der farbenprächtigsten Bilder entrollen sich hier vor den Augen des Lesers! Bilder aus der Mythologie und Sage, Bilder aus der Geschichte, Bilder aus der Natur, Bilder, welche als symbolische Darstellungen geistiger Vorgänge aufzufassen sind, Bilder selbst aus der wissenschaftlichen Forschung und zum Schluß sogar Bilder, welche sich in das Jenseits verlieren; dazwischen die kühnsten Kombinationen zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen Mythe und Geschichte, zwischen Sagen verschiedener Völker sowie der mannigfachsten Zeitalter; und im Vordergrunde dieser Bilder die Menschen, so frisch und lebenswahr, wie wenn sie leibhaftig vor unseren Augen ständen: hier Gestalten aus dem Alltagsleben mit einem engen Gesichtskreis und nur auf das Allernächste gerichteten Interessen, dort wieder die Seelen, in welchen das Feuer der göttlichen Begeisterung brennt, und welche das Ewige und Unendliche zu erfassen trachten; unter diesen letzteren sieht man den Dichter selbst, dessen Inneres sich hier vielfach offenbart; andere Charakterzüge wiederum sind den Größten des deutschen Volkes entlehnt und verdichten sich hie und da derart, daß man hinter ihnen ihre Vorbilder, darunter vornehmlich auch die mächtige Erscheinung Friedrichs des Großen zu erkennen meint; endlich hinter diesen Menschen die geistigen Mächte, welche das menschliche Dasein regeln, und zwar die gewaltigsten unter ihnen, nämlich die Begriffe „gut" und „böse", einander schroff und unvermittelt gegenübergestellt, miteinander um die Menschenseele kämpfend und den Läuterungsvorgang derselben veranschaulichend; das Ganze eingehüllt in das Gewand der alten Faustsagen, aber durchdrungen von dem Geiste, der das „Unzulängliche" über die Schranken des Irdischen „hinauszuheben" trachtet. Was dichterische Gestaltungskraft sowie andrerseits die Forschung in Jahrhunderten geschaffen und ergründet haben, das entrollt sich hier rasch vor den Augen des Lesers in einer solchen Fülle, daß es einer sichern Führung bedarf, um nicht ins Unbestimmte fortgerissen zu werden.

Der Mangel einer durchgehenden Handlung läßt aber andrerseits die Kehrseite der Dichtung erkennen. Die einzelnen Bilder stehen vielfach

derart unvermittelt nebeneinander, daß es dem Leser oder Zuschauer nicht möglich ist, den Zusammenhang derselben zu erfassen. Die Wirkung der Bilder zersplittert sich aber, wenn das, was alle diese Bilder durchzieht und zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügt, nicht verstanden wird. Und so kommt es, daß trotz des in letzterer Zeit auflebenden Interesses für diese Dichtung und der sich daraus ergebenden häufigeren theatralischen Darstellungen die Wirkung der Aufführungen auch bei dem denkenden Teil des Publikums weit hinter den Erwartungen zurückbleibt und keine festen Wurzeln in der Seele der Zuschauer zu fassen imstande ist.

Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, dem Leser dieser Dichtung eine Handhabe für das Erfassen des inneren Zusammenhanges der Bilder untereinander zu bieten. Dieselbe verzichtet von vornherein auf einen philologischen Wert und will nichts anderes sein, als ein Führer, welcher den Sinn und die Bedeutung der Bilder deutet, gerade so wie der Führer durch eine Bildergalerie den Besucher über das dort Gesehene aufklärt. Was die Deutung der Stellen, wo sich die Dichtung in das Symbolische verliert, anbetrifft, so wird von vornherein zugegeben, daß auch andere Deutungen derselben möglich sind. Das jedoch steht wohl außer Zweifel, daß die hier gegebenen Deutungen die Dichtung von einem einheitlichen Standpunkt beleuchten und sie wie aus einem Guß erscheinen lassen. Der innere Zusammenhang der Bilder und der in ihnen enthaltene seelische Läuterungsvorgang treten deutlich hervor; und so begreift man es, daß Faust von Kennern als das Größte bezeichnet wird, was jemals gedichtet worden ist. Es wäre zu wünschen, daß das deutsche Volk, das allzusehr bereit ist, fremde Geistesprodukte, wie sie z. B. von Osten und Westen in Deutschland eindringen, weit über ihren wahren Wert einzuschätzen, sich mehr in die Werke der eigenen Geistesheroen vertiefte und sich dadurch zu dem Bewußtsein durcharbeitete, daß es sowohl die tiefsten als auch die erhabensten Geisteserrungenschaften seinen eigenen Dichtern und Denkern verdankt.

Der Tragödie erster Teil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gotischen Zimmer. Faust unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust schildert in bitteren Worten sein bisheriges Dasein und sein der Ergründung der Wahrheit gewidmetes Streben. Da ihm die Erfolglosigkeit seiner Arbeit den Aufenthalt in seiner bisherigen Umgebung ver-

haßt macht, beschließt er, sich davon los zu machen, die lebendige Natur zu suchen und durch die Magie eine Verbindung mit der Geisterwelt zu suchen, von der er sich umgeben, zu der er sich gehörig fühlt, und die ihm die Quellen der Erkenntnis sowie der Wahrheit enthüllen soll. Dazu schlägt er das Zauberbuch von Nostradamus auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus. Makrokosmus bedeutet die äußere Welt mit ihren Himmelskörpern und Naturkräften. Der Anblick des Zeichens wirkt auf ihn erhebend; das geheimnisvolle harmonische Zusammenwirken aller Naturkräfte durchglüht ihn mit Bewunderung. Im nächsten Augenblick jedoch erfaßt ihn das Bewußtsein, daß man in das geheimnisvolle Wesen dieser Kräfte niemals Einblick gewinnen wird, und er schlägt das Buch unwillig um. Nun erblickt er das Zeichen des Mikrokosmus oder des Erdgeistes. Mikrokosmus ist die kleine Welt, deren Mittelpunkt das Wesen des Menschen ist. Diesem Zeichen, dem Inbegriff alles Glückes und aller Schmerzen, zwischen welchen die Menschenseele hin- und hergeworfen wird, fühlt er sich näher. Die hier wirkenden Triebkräfte, nämlich die Leidenschaften, glaubt er vollkommen zu verstehen und er fühlt in sich den Drang, sich ihnen ganz zu überlassen, sich in das Treiben der Menschen zu stürzen und seine eigene Kraft in Sturm und Gefahr zu erproben. Der Erdgeist erscheint. Fausts Ungestüm, mit dem er nach ihm verlangt hat, verwandelt sich jedoch plötzlich in banges Zagen. Der Erdgeist hält ihm höhnisch diesen Widerstreit in seinem Benehmen vor Augen, worauf sich Faust so weit zusammenrafft, daß er, der sich selbst kurz vorher als ganz in dem Erdgeist aufgehend aufgefaßt hatte, sich als seinesgleichen zu bezeichnen wagt. Der Erdgeist jedoch weist ihn ab als einen, der ihm nicht gleiche und ihn nicht begreife.

Mit dieser Abweisung wird mit einem Schlage alles zerschmettert, woran sich Faust angeklammert hatte. Aus allen den Enttäuschungen, die ihm sein Wissensdurst bereitet hat, aus der Verzweiflung darüber, daß man die Wahrheit nicht ergründen kann, hat er sich wenigstens das Bewußtsein gerettet, daß er nun doch vor allen anderen Menschen etwas voraus habe, („Zwar bin ich gescheidter als alle die Laffen usw."), daß er alles, was die Menschenseele bewegt, durchgekämpft habe und damit nun den Mikrokosmus ganz kenne und beherrsche. Der Erdgeist erklärt auch das für einen leeren Wahn und entreißt ihm so seine letzte Stütze.

Diese Szene wirkt vorbereitend auf den ganzen übrigen Verlauf der Dichtung. Der Übermensch Faust hat im Vollbewußtsein seiner Kraft „sich in seiner Brust eine Welt erschaffen", in welcher das Wogen und Stürmen der Leidenschaften, das sich bei ihm darin äußert, daß sein Geist „un-

gebändigt immer vorwärts dringt", die einzige Triebkraft alles menschlichen Tun und Lassens ist. Das ist ein Irrtum. Es sei an dieser Stelle auf eine andere denselben Grundgedanken aussprechende poetische Darstellung hingewiesen: Der Prophet Elias, der im Kampfe für seinen Gott alle seine Kräfte bis zum vernichtenden Fanatismus eingesetzt hat, ruht vom Kampf ermüdet in einer Höhle aus, und nun ziehen ein Erdbeben, ein Sturm und ein Feuer, Sinnbilder der tobenden und brandenden Leidenschaften, an der Höhle vorbei; aber jedesmal heißt es: Gott war nicht in dem Erdbeben, nicht in dem Sturm, nicht in dem Feuer.

So sehen wir den Übermenschen Faust in einem Irrtum befangen, und es läßt sich somit erwarten, daß dieser Irrtum nun auch entsprechende Folgen haben, andrerseits aber daneben ein Läuterungsprozeß einhergehen wird, bis sich der Irrtum in volle Klarheit und Wahrheit auflöst.

Das Auftreten des Erdgeistes ist eine dichterische Darstellung des Augenblickes, in welchem einem Menschen, der sich zum Streiter für die Wahrheit berufen fühlt, die Ahnung aufdämmert, daß auch er sich auf einer falschen Bahn befinden, und sein bisheriges Leben und Streben wertlos sein könnte. Aber auch noch andere Züge sind hier bemerkenswert, welche ebenfalls dem Seelenleben bedeutender Menschen entlehnt sind. Die Erscheinung des Erdgeistes wirkt nämlich auf Faust einschüchternd. Dieser Zug ist für den Schluß dieser Szene nicht nur nicht notwendig, sondern er wirkt sogar eher noch abschwächend auf die Niederschmetterung des Faust. Folglich muß dafür ein besonderer Grund vorliegen. Faust hat bisher nur in einer Welt gelebt, die er sich in seiner Phantasie aufgebaut hatte; im Erdgeist tritt ihm die nackte Wirklichkeit zum erstenmal entgegen, zeigt ihm seine Unzulänglichkeit und erschüttert sein Phantasiegebilde. Wer denkt dabei nicht an Friedrich den Großen in der Schlacht bei Mollwitz? Wie mag er bei seinem strategischen Genie alles bis ins einzelne durchdacht haben! Und als ihm nun im Getümmel der Schlacht die nackte Wirklichkeit, der Erdgeist, entgegentrat, verlor er, der schon kurze Zeit später als einer der größten Schlachtenlenker allgemein anerkannt wurde, derart die Fassung, daß er sich zurückzog und die Rettung der Situation dem General Schwerin überließ. Auch ihm „war die Erscheinung zu riesengroß". Die Sage erzählt von dem Schimmel von Mollwitz, auf dem er drei Tage umhergeirrt sein soll, bis er seine Fassung wiedergefunden hat.

Während Faust nach dem Verschwinden des Erdgeistes verzweifelt zusammenbricht, erscheint der Famulus Wagner, eine Gestalt, welche in den alten Faustsagen schon vorkommt, um sich mit Faust „gelehrt zu

besprechen". Wagner ist der sogenannte Gegenspieler, der äußerlich dem Helden des Dramas ähnlich ist, innerlich aber seinen Antipoden darstellt. Äußerlich hat er mit Faust den Trieb zum Forschen und Studieren gemeinsam, er bleibt jedoch bei allem auf der Oberfläche stehen und begnügt sich mit einem kindlich eitlen Selbstbewußtsein. Faust fällt es schwer, auf das inhaltlose Geschwätz Wagners einzugehen; Unmut und Ungeduld sprechen aus seinen abweisenden Antworten, was jener jedoch in seiner philisterhaften Beschränktheit gar nicht bemerkt.

Nach seinem Weggang bricht bei Faust, trotzdem er zugibt, daß ihn Wagners Erscheinen vor der vollen Verzweiflung bewahrt hat, der Schmerz über die eben erlebte Enttäuschung von neuem hervor, und er grübelt über die Ursache nach, warum ihn der Erdgeist „grausam ins ungewisse Menschenlos zurückgestoßen" hat. Er sucht diese jedoch auf einem falschen Wege. Er glaubt, er habe „den Erdensohn noch nicht genug abgestreift" und noch nicht den nötigen Grad der Vergeistigung erlangt; das komme aber davon, daß der Geist des Menschen an die Materie gebunden ist; die Trägheit der Materie übertrage sich dann auch auf das Geistige, so daß man gegen den Fortschritt unzugänglich wird und „das Bessere Trug und Wahn heißt". Das irdische Gewühl mit seinen Enttäuschungen verwandle den Geistesflug in beschränkte Genügsamkeit, und die irdischen Güter, selbst die teuersten und kostbarsten, zwingen nur zur Sorge um ihre Erhaltung und wirken so auf den Geist als Ballast. Indem er nun weiter die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Materiellen sowie die Unmöglichkeit, die dem Geist durch die Materie gesetzten Schranken zu durchbrechen, ausmalt, bereitet sich bei ihm der Wunsch, sich der Materie zu entledigen, vor und bricht beim Anblick eines mit Gift gefüllten Fläschchens als feste Absicht durch. Während er sich nun den triumphierenden Einzug seiner Seele in die Welt des rein Geistigen ausmalt und sich zum Trinken anschickt, erschallen draußen Glockengeläute und Chorgesang, welche den Ostersonntag begrüßen. Dies ruft in Faust die Erinnerung an seine Kindheit und an die Beseligung, welche in ihm durch religiöse Gefühle und Vorstellungen damals geweckt wurde, hervor und zieht ihn wieder in die Welt zurück.

Vor dem Tor.

Am Nachmittag des Ostersonntages geht Faust mit Wagner vor das Stadttor und beobachtet mit Teilnahme und Verständnis das Treiben des Volkes im Gegensatz zu Wagner, der für die Volksbelustigungen, welche er um sich sieht, keinen Sinn hat. Ein alter Bauer begrüßt Faust und

feiert ihn sowie dessen Vater als die Retter bei einer Epidemie, welche die Stadt einst befallen hat. Als Faust mit Wagner wieder allein ist, zeigt er, daß er in seinem Pessimismus schon bis in eine gewisse Überspanntheit verfallen ist. In dem Bewußtsein nämlich, daß man bei der Herstellung der Arzneien nur im Dunkeln herumgetappt ist, läßt er sich von seinen Zweifeln so weit treiben, daß er die Arzneien, welche wohl als harmloses Gebräu zu denken sind, für Gift erklärt, mit dem man mehr geschadet habe als die Pest; er vergreift sich sogar an dem Andenken seines Vaters, ohne zu bedenken, daß sich in dem von ihm angenommenen Falle die Verehrung und das Vertrauen des Volkes wohl in Haß und Rachsucht verwandelt hätte. Wagner sucht vergeblich seine Grillen zu zerstreuen und antwortet auf Fausts Entzücken über die untergehende Sonne und die Gefühle, welche der Anblick der Natur bei ihm auslöst, in seiner beschränkten und verständnislosen Weise. An dieser Stelle gewährt Faust einen tiefen Einblick in sein Innenleben, in welchem zwei Kräfte miteinander ringen, eine derbe Lebensluft einerseits, die ihn an der Welt festhält, und andrerseits das Streben nach vollkommener Vergeistigung. Der Begriff der derben Lebensluft ist in seinem weitesten Sinn zu verstehen; es ist nicht allein der Trieb zum Leben und infolgedessen das Verständnis für das Leben und Treiben sowohl in der Natur als auch in der Menschenwelt, sondern auch der Trieb zur realistischen, das heißt vornehmlich vom Vorteil diktierten Denkweise, und daher auch die Fähigkeit, in der realen Welt eine Rolle zu spielen. Der andere Trieb dagegen ist das Streben, alles von einem höheren als dem realistischen Standpunkt aufzufassen, sich vor aller Selbstsucht zu bewahren und immer auf Veredlung sowie Vergeistigung hinzuarbeiten. Und im Bewußtsein aller dieser in seinem Innern wirkenden und miteinander kämpfenden Kräfte wünscht er sich einen Zaubermantel, der ihn in ein neues Leben entführen soll, wo er seine Kräfte betätigen könnte. Ängstlich warnt ihn Wagner, Zauberkräfte zu beschwören von denen der Mensch ja ohnehin umgeben sei und die ihm auf Schritt und Tritt Gefahren bringen. Er erwähnt bei der Schilderung der letzteren auch solche, welche mit Geistern nichts zu tun haben, aber vor hundert Jahren noch als geheimnisvoll angesehen wurden: die Wirkung der eisigen Nordwinde auf die menschliche Gesundheit, die Tuberkelbazillen, den heißen Wüstenwind und die Sumpfluft, welche durch die Wolken aus dem Westen verursacht wird. Darauf treten beide den Heimweg an, wobei sich ihnen Mephistopheles in der Gestalt eines Pudels anschließt. Ein Pudel kommt in manchen der alten Faustsagen als Fausts Begleiter vor und wird dort für den Teufel gehalten.

Studierzimmer.

An dem Anfang dieser Szene stoßen sich die Kritiker vielfach, indem sie meinen, daß ein Zweifler, wie es Faust ist, in der biblischen Offenbarung niemals eine solche Befriedigung finden könne, wie es hier geschildert wird. Jedenfalls ist diese Stelle als ein Hinweis aufzufassen auf jenen Faust, der im Jahre 1521 auf der Wartburg trotz der so geringen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel die Riesenaufgabe auf sich nahm, „das heilige Original in sein geliebtes Deutsch zu übertragen." Daß dieser Faust damals seine Zweifel schon längst niedergekämpft hatte und daher in diesen Zusammenhang nicht paßt, ist eine — allerdings auffallende — poetische Lizenz.

Während Faust an der Übersetzung arbeitet, sucht Mephistopheles aus der Pudelgestalt herauszukommen und erscheint endlich unter Fausts Beschwörungen in der Gestalt eines fahrenden Schülers. Auf die Frage wer er sei, gibt er zwei miteinander unvereinbare Antworten. Zunächst bezeichnet er sich als „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Hiermit wird die Frage von der Grenze zwischen gut und böse aufgerollt. Es ist kein Zweifel, daß gewisse Dinge, welche streng genommen bereits unter den Begriff böse gehören, trotzdem gute Wirkungen haben; und es gibt sogar Fälle, wo man ohne das Böse überhaupt nicht auskommen kann. Wenn zum Beispiel ein Feldherr im Kriege den Spiondienst mit Entrüstung als etwas Niedriges und Unwürdiges von sich weisen wollte, so würden es viele seiner Untergebenen mit dem Leben bezahlen, und er würde seinem Staate sehr schlechte Dienste leisten. Ähnliche Beispiele könnte man in Menge finden. Auch die Strafen gehören hierher, welche sehr oft, streng genommen, Gewalttaten sind, ohne welche jedoch eine Weltordnung überhaupt nicht bestehen könnte. Diese Erkenntnis läßt auch die christliche Religion gelten, indem sie lehrt, daß Gott auch das Böse für seine Zwecke dienstbar macht.

Wenn man die Begriffe gut und böse in ihrem weitesten Sinne auffaßt, so muß man unter böse auch schon die gewisse kalte und skrupellose Vernunft rechnen, welche mit rücksichtsloser Energie ihr Ziel verfolgt und sich durch das Gefühlsleben nicht ablenken läßt. Denn da dieselbe ihren Grund in der Selbstsucht und in einer gewissen Roheit hat, steht sie ohne Zweifel unter der Grenze dessen, was man als absolut gut bezeichnen kann. Richtig angewendet ist sie jedoch oft von unschätzbarem Wert. Wir werden im folgenden sehen, daß Mephistopheles sehr oft als der Prediger dieser Art von Vernunft auftritt.

Die zweite Antwort des Mephistopheles auf die Frage, wer er sei, beginnt mit den Worten: „Ich bin der Geist, der stets verneint." In

dieser Erklärung tritt er uns entgegen als die Kraft, die stets das Böse will und auch stets das Böse schafft, also als das absolut Böse. Darauf will sich Mephistopheles entfernen, wird aber daran durch den Drudenfuß auf der Schwelle gehindert. Faust glaubt nun, Mephistopheles sei in seiner Macht, wird jedoch von diesem eingeschläfert, worauf der Drudenfuß von Ratten weggenagt wird.

Es handelt sich nun noch um den tieferen Sinn, den das Auftreten des Mephistopheles hat. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Faust in seinem Innenleben zwei Stimmen verspürt; die eine ist die derbe Lebenslust, die im weitesten Sinne aufgefaßt auch den Trieb zu einer derben, skrupellosen Lebensauffassung einschließt. Diese Stimme, die sich bis jetzt hauptsächlich als die harmlose Freude an der Natur geäußert hat, nimmt jetzt unter dem Druck der unzähligen Enttäuschungen und in dem Zeitpunkt, wo sich Faust kopfüber in das Gewühl des menschlichen Treibens stürzen will, härtere Formen an, so wie sie der Art des Mephistopheles entsprechen. Mephistopheles erscheint somit als der Sprecher dieser Stimme, somit als ein Teil des Faust selbst. Und der Zwiespalt in dem Innenleben des letzteren kommt von nun an sehr deutlich zum Ausdruck, indem jetzt Mephistopheles die eine, dagegen Faust selbst die andere Stimme ausspricht. Daß Mephistopheles in manchen Szenen direkt als ein Teil des Faust selbst aufzufassen ist, ist besonders im zweiten Teil der Dichtung bemerkenswert, wo er vielfach Handlungen vollführt, welche dem Sinn der Dichtung nach Faust selbst zukommen.

In anderen Szenen wiederum tritt Mephistopheles als ein selbständiges Individuum auf, als der eigentliche Böse, als der Höllenfürst, der Feind des Faust, an dessen Untergang er unablässig arbeitet.

Da nun Mephistopheles eine derartige Doppelgestalt spielt, so ist es kein Wunder, daß eine einheitliche Auffassung dieses Charakters vollkommen unmöglich ist, und daß es bis jetzt noch niemand gelungen ist, diese Gestalt nach allen Seiten hin befriedigend darzustellen.

Als Faust aufwacht, erscheint Mephistopheles in der Tracht eines Junkers und fordert ihn auf, sich mit ihm in das Treiben der Welt zu stürzen. Als Faust so unvermittelt vor die Ausführung dessen, was er sich schon längst vorgenommen hatte, gestellt wird, türmen sich plötzlich vor seinem geistigen Auge Berge von Bedenken auf, und die Wunden, welche die bisherigen Enttäuschungen seiner Seele geschlagen haben, brechen neu auf, so daß er sich den Tod wünscht und einen furchtbaren Fluch ausspricht über alles, was sowohl die geistige als auch die materielle Welt einem Menschen bieten kann, wie auch über jedes Streben des mensch-

lichen Geistes. Mephistopheles wiederholt seine Aufforderung und bietet sich Faust als Diener an; als Gegenleistung verlangt er, Faust solle im Jenseits ihm dienen. An dieser Stelle zeigt Faust wiederum, mit welch derber Lebenslust er an dieser Welt hängt, was ihm das Jenseits als vollkommen gleichgiltig erscheinen läßt. Das kommt Mephistopheles gelegen, und er verspricht Faust, „was noch kein Mensch gesehen". Geringschätzig weist Faust auf die Nichtigkeit dessen hin, was Mephistopheles überhaupt bieten kann.[1]) Dieser meint jedoch: Es werde schon die Zeit kommen, wo Fausts ruheloses Ungestüm sich ausgetobt haben, und er an der behaglichen Ruhe Geschmack finden wird; dann werde er diese Nichtigkeiten schon mit anderen Augen ansehen. Gegen diese Zumutung bäumt sich Fausts Bewußtsein auf, und er bietet Mephistopheles die Wette an, daß ihm dieser niemals die Freude am Genießen, ebensowenig wie die Selbstzufriedenheit beibringen werde, so daß niemals ein Augenblick kommen könne, der es verdiente, festgehalten zu werden. Mephistopheles geht auf diese Wette ein und verlangt „etwas Geschriebenes" darüber. Faust ist entrüstet, daß eine solche Formalität einen größeren Wert haben solle als sein Manneswort: Mephistopheles fürchte wohl, daß er im Treiben der Welt, welche „in allen Strömen fortrast", seine Ansichten ändern und die Wette bereuen könnte; und deswegen wolle Mephistopheles „ein solches Versprechen", das die Macht hat, „ihn zu halten". Woher komme es nun, daß das geschriebene Versprechen dies vermag, das „gesprochene Wort" dagegen nicht? Das sei ein Wahn, der allerdings allgemein verbreitet ist, trotzdem es genug Menschen gibt, die jedes Opfer eher bringen, als daß sie wortbrüchig würden: daß eine Urkunde besser ist, als das lebendige „gesprochene Wort", weil sie das letztere „ersterben" läßt, das heißt, weil sie ihm denselben unvergänglichen Bestand verleiht, welcher der unbelebten Natur, wie zum Beispiel dem Stein, eigen ist. Trotz seines Unwillens geht Faust doch auf die Forderung des Mephistopheles ein und zeichnet mit seinem Blute, wobei er verrät, wie er in seinem trotzigen Schmerz über die Mißachtung seitens des Erdgeistes alle Brücken hinter sich abgebrochen hat, von seiner Vergangenheit nichts mehr wissen will und schon ungeduldig wartet, bis er sich „in das Rauschen der Zeit stürzen und rastlos betätigen" kann.

Mephistopheles macht nun Faust auf einen bedeutenden Mangel seines Wesens aufmerksam; er meint: die grübelnde philosophische Art Fausts

1) Der Ausdruck „und Bäume, die sich täglich neu begrünen" hat in diesem Zusammenhange den Sinn: und Bäume, deren Blätter täglich abfallen, so daß sich jene täglich neu begrünen müssen.

eigne sich nicht für das Treiben der Welt. Hier heißt es: blitzschnell den rechten Augenblick erfassen und ihn durch rasches Zugreifen ausnutzen. Faust glaubt, Mephistopheles denke dabei an den Genuß, und macht ihn aufmerksam, daß es sich ja gar nicht darum handle; er wolle vielmehr an allem, was es überhaupt in der Welt gibt, teilnehmen und sich bei allem als treibende Kraft betätigen. Mephistopheles antwortet ihm: So kann kein Mensch sein eigenes Wesen verwandeln, „den alten Sauerteig verdauen". Das, was sich Faust vornimmt, könne nur ein Gott vollbringen.[1]) Selbst wenn Faust sämtliche bedeutenden Eigenschaften aller Menschen und auch der Tiere in sich vereinigen wollte, um zum Schluß den ganzen Mikrokosmus in sich zu verkörpern, wo würde er die Zeit zu dieser Riesenaufgabe finden? Und auch in dem Falle, daß er sein Ziel erreichte, hätten alle diese angelernten Eigenschaften den Wert einer aufgesetzten Perücke und würden niemals mit seinem ursprünglichen Wesen zu einem Ganzen verschmelzen. Die Wahrheit dieser Behauptung muß Faust zugeben, worauf ihm nun Mephistopheles einen ganz anderen Vorschlag macht: Wenn er in der Welt Großes vollbringen wolle, dann müsse er es lernen, andere Menschen sich dienstbar zu machen und ihre Kräfte für sich zu organisieren. Und das lerne man nicht durch Grübeln und „Spekulieren", sondern durch eigene Betätigung im Strom der Welt.

Bei diesen Erörterungen muß man unwillkürlich an Friedrich den Großen denken, der in seiner Jugend nur künstlerische und philosophische Interessen gekannt hat, so daß man allgemein glaubte, er werde ein Schöngeist auf dem Throne sein, und der plötzlich die ganze Welt in Erstaunen setzte, als er bewies, wie er es verstand, die in seinem Staate schlummernden Kräfte zu wecken und zu organisieren.

Während sich nun Faust zum Weggehen vorbereitet, entwirft Mephistopheles seinen Plan, wie er das Wesen Fausts verderben wird. Nachdem sich der letztere von dem innersten Grunde seiner Seele, dem Drang zur Erkenntnis und Wahrheit, losgesagt und so den sicheren Anker seines Daseins selber weggeworfen hat, wird er ihn „durch das wilde Leben" hindurchjagen, ihn „flache" und gewissenlose Auffassungen lehren, ihn mit sinnlichen Genüssen überschütten; „der ungebändigte Geist" des Faust wird wie bisher zügellos immer „vorwärts dringen" und es selbst gar nicht merken, wie er in diesem ruhelosen Taumel haltlos von Stufe zu Stufe sinkt bis er auf dem Standpunkt der selbstsüchtigen und gewissenlosen Genuß-

1) Die Antwort des Mephistopheles: „Das läßt sich hören!" ist ironisch gemeint; in der Alltagssprache würde man sagen: „Das ist sehr schön von dir, daß du willst."

menschen anlangen und neben der Befriedigung niedriger Interessen nichts anderes mehr kennen wird.

In der nun nachfolgenden Schülerszene legt Mephistopheles eine Probe seiner Verführungskunst ab, indem er den unerfahrenen Jüngling zu flachen und niedrigen Auffassungen der akademischen Berufe zu verleiten trachtet, wobei besonders die Auffassung des ärztlichen Berufes ins Gemeine gezogen wird.

Als Faust nun reisefertig auftritt, äußert er ähnliche Bedenken, wie sie vorher schon Mephistopheles ausgesprochen hat, nämlich daß er im Benehmen zu schwerfällig ist und sich in die Welt zu schicken nicht versteht. Mephistopheles rät ihm, auf die Steigerung seines Selbstvertrauens Gewicht zu legen: das werde ihn von seiner Verlegenheit befreien.

Auerbachs Keller in Leipzig.

Mephistopheles führt Faust zuerst in eine Studentengesellschaft, welche sich „mit wenig Witz und viel Behagen" die Zeit vertreibt. Frosch versucht zunächst in seinem Großstädterbewußtsein die beiden Fremden geringschätzig als Kleinstädter, die mit dem Schinderhannes verkehren, zu behandeln, was jedoch Mephistopheles geschickt pariert. Der letztere nimmt dann an der weiteren Unterhaltung regen Anteil, führt seine Zauberkünste vor und verschwindet endlich mit Faust, welcher der Erwartung des Mephistopheles entgegen dem Treiben der übrigen vollkommen fremd geblieben ist.

Hexenküche.

Mephistopheles führt nun Faust in die Hexenküche, um ihn dort verjüngen zu lassen und auf diese Weise für Liebesabenteuer geeignet zu machen. Der Eindruck der Hexenküche und besonders der Reden, welche hier geführt werden, auf Faust ist derart, daß er voll Ekel von Mephistopheles ein anderes Verjüngungsmittel verlangt. Mephistopheles verweist daraufhin Faust auf das Landleben, welches die Menschen lange jung erhält, wovon aber Faust natürlich keinen Gebrauch machen kann. Während sich dann Mephistopheles mit den Meerkatzen unterhält, erblickt Faust in einem Spiegel das Bild einer weiblichen Gestalt, was bei ihm plötzlich die Bewunderung der weiblichen Schönheit und das Verlangen darnach auslöst, so daß er sich trotz seines Abscheus entschließt, den Verjüngungstrank zu nehmen.

Straße.

Die nächste Szene bringt die erste Begegnung Fausts mit Margarete. In der Art und Weise, wie Faust nach dem abweisenden Weggang der

letzteren dieselbe von Mephistopheles verlangt, treten bemerkenswerte Züge auf. Faust verfällt hier in einen leichtfertigen Ton, der im Vergleich zu seinem sonstigen Wesen fremd anmutet. Er spricht von Margarete beinahe wie von einem Gegenstand, den man sich anschafft. Nirgends ist auch nur angedeutet, daß er sich ihre Zuneigung erwerben will; nirgends zeigt sich eine Spur des Bewußtseins, daß er mit dem Schicksal eines unschuldigen Wesens zu spielen im Begriffe steht. Geschenke nur sollen ihm Margarete geneigt machen. Wenn auch diese Auffassungen zum Teil den Einfluß des Mephistopheles widerspiegeln sollen, so sind sie doch auch sonst für das Wesen des Faust charakteristisch. Der Erdgeist hat vor kurzem Fausts Annäherung zurückgewiesen, weil in seinen Auffassungen des menschlichen Daseins und Treibens Irrtümer enthalten waren. Die Art und Weise, wie sich Faust seine Annäherung an Margarete vorstellt, gibt dem Verhalten des Erdgeistes recht. Bei dem steten Vorwärtsdringen und -stürmen seines Geistes sieht Faust bis jetzt in den Gefühls- und Gemütsregungen nur Hindernisse für den Geistesflug; und wie er dieselben bei sich selbst niedertritt, so rechnet er damit auch bei anderen Menschen nicht. Die Erkenntnis, daß das Gefühl eine wichtige Triebkraft im geistigen Leben darstellt, und daß gerade das Edle zum großen Teil darin wurzelt, ist ihm noch nicht aufgegangen.

Abend.

Als Faust in Margaretes Wohnung die Unschuld atmende Atmosphäre ihrer Umgebung kennen lernt, da meldet sich bei ihm doch das Gewissen, und er macht sich den Vorwurf: „Armseliger Faust! ich kenne dich nicht mehr“. Er gesteht es selber ein, daß er nur gekommen ist, um „so gerade zu genießen“. Nun beginnt sein Entschluß zu wanken, Mephistopheles macht aber allen Bedenken schnell ein Ende.

Straße.

Als Mephistopheles Faust zumutet, er solle, um einen Vorwand für das Zusammentreffen mit Margarete zu bekommen, der Frau Schwerdtlein den Tod ihres Mannes bezeugen, bäumt sich sein Wahrheitssinn dagegen auf, und er weist die Zumutung entrüstet zurück. Mephistopheles wendet dagegen sophistisch ein, Faust habe bis jetzt in seinen Lehren über Gott und die Welt schon vieles behauptet, was er gerade so wenig habe wissen können; und die Liebe, die er Margarete zu beteuern im Begriff stehe, werde auch nicht wahr sein. Das letztere bestreitet nun Faust mit aller Entschiedenheit. Mephistopheles läßt sich jedoch nicht überzeugen und hat damit auch recht; denn die genußsüchtige Liebe, die jetzt allein Faust erfüllt, ist die echte Liebe nicht.

Wald und Höhle.

Nach der ersten Begegnung mit Margarete, welche bei beiden eine leidenschaftliche Liebe für einander entflammt hat, zieht sich Faust in die Waldeinsamkeit zurück; teils wohl, weil bei der wachsamen Strenge der Mutter Margaretes weitere Zusammenkünfte nicht leicht möglich zu denken sind, teils weil sich sein Gewissen regt und ihn vor dem gefährlichen Spiel warnt. Er tritt uns hier entgegen, wie einer, der sich dessen bewußt ist, daß er bereits eine zur Schuld führende Bahn betreten hat. Und wie es in solchen Stimmungen gewöhnlich ist, wirft er einen Blick zurück auf sein früheres Leben, das fern jeder Schuld nur das eine Ziel kannte, ihn „den Göttern nah und näher zu bringen". Er dankt dem Erdgeist für die Gaben, mit welchen dieser sein Innenleben so reichlich beschenkt hat: das Verständnis für die Natur, die Freude an allem, was die Natur belebt, die anbetende Bewunderung gegenüber den gewaltigen Mächten und Kräften, welche sich im Brausen und Rasen der Elemente offenbaren, sowie die sich dann aus solchen Stimmungen ergebende Selbsteinkehr, welche ihn die Wunder der Menschenseele erfassen läßt, um sie dann durch die dichterische Phantasie schaffend zu betätigen. So klammert er sich jetzt an die Erinnerung jenes Daseins, das er vor kurzem als unerträglich von sich geworfen hat. Und sein jetziges Dasein, wo er ohne Unterlaß, aber ohne Erfolg gegen Gedanken, die ihm sonst „niedrig, kalt und frech" vorkamen, kämpfen muß und wo er im Begriffe steht, ein Spielball seiner Leidenschaften zu werden, erscheint ihm als ein Mißton gegenüber der Harmonie, die ihn früher umgeben hat. Aus diesem Zwiespalt ersieht man die Größe des Kampfes in seinem Innern und die furchtbare Unruhe, in welche ihn das unabweisbar aufkeimende Schuldbewußtsein stürzt.

Aus diesen düsteren Betrachtungen weckt ihn das Erscheinen des Mephistopheles, der ihn schon wieder in neue Abenteuer mitzureißen beabsichtigt und zu diesem Zweck teils sein jetziges Leben ins Lächerliche zieht, teils ihm ernste Vorwürfe macht; das Aufwallen erhebender Gefühle und Gedanken, das zuweilen Fausts Seele zu einem hohen Schwung begeistert, nennt er „Tollheit", die ihn im Verein mit der „Angst und dem Graus", welche seine Selbstanklagen in ihm wecken, „aufreiben" muß. Und nun schürt er die sinnliche Leidenschaft in Faust derart, daß dieser, seiner selbst nicht mehr mächtig, unter Verwünschungen gegen sich selbst, den Entschluß faßt, Margarete wieder aufzusuchen.

Marthens Garten.

In dem Gespräch mit Margarete über die Religion vertritt Faust die Ansicht, daß die wahre Religion nicht in Worte und Förmlichkeiten gefaßt

werden kann, sondern in dem Bewußtsein besteht, daß sich uns Gott in all den Wundern, welche uns auch im alltäglichen Leben fort und fort umgeben, offenbart, und zwar nicht nur in den Wundern der äußeren Welt, die wir als Himmel, Erde oder Sterne wahrnehmen, sondern auch in den Wundern der Geisteswelt, welche sich in dem Denken und Fühlen äußern.

Wenn auch eine solche Meinung von der Religion schon hoch über den gedankenlosen mechanischen Auffassungen der pharisäischen Orthodoxie steht, in welchen die Vorschriften der Religion als ein Reglement behandelt werden, und daher in der sklavischen Einhaltung von Formalitäten der Schwerpunkt des religiösen Lebens gesucht wird, so muß doch zugegeben werden, daß Faust von der Erkenntnis des innersten und wahrsten Gehalts der Religion noch weit entfernt ist. Er fußt noch in den Auffassungen der Naturreligionen, welche glauben, die Religion sei Gottes wegen da, und der Mensch sei zu einer Aufmerksamkeit diesem gegenüber verpflichtet: er müsse deswegen sich religiösen Empfindungen und Betrachtungen hingeben, müsse Verständnis haben für die Wunder in der physischen und geistigen Welt um sich herum und müsse sich zu der Erkenntnis der eigenen Nichtigkeit und Wertlosigkeit durchringen. Daß die Religion auch ganz anders aufgefaßt werden kann: daß nämlich in ihr nicht nur Anregungen zu passiven Weltbetrachtungen liegen, sondern auch aktive weltumgestaltende Triebkräfte enthalten sind, vor allem die Erkenntnis, daß das Religiöse in jede Tat, die man vollbringt, hineingetragen werden muß; daß, wie der Sauerteig das ganze Brot durchdringt, in jeder auch noch so geringen Handlung die Rücksicht auf den Nächsten und die Allgemeinheit enthalten sein muß, damit der Kampf aller gegen alle, welcher das Zusammenleben der Menschen bis jetzt teils offen, teils im geheimen und nur verschleiert beherrscht, in die Dienstbereitschaft aller gegenüber allen übergeführt wird; daß also die Religion der Menschen wegen da ist, und es daher die höchste Aufmerksamkeit gegen Gott und der heiligste Gottesdienst wäre, wenn die Menschen ihr Zusammenleben nach diesen Grundsätzen einrichteten: diese Auffassungen sind Faust noch vollkommen fremd.

Als Margarete weggehen will, gibt ihr Faust einen Schlaftrunk mit, durch welchen sie ihre Mutter in tiefen Schlaf versenken soll. Zuweilen begegnet man der Vermutung, daß darunter Gift gemeint ist. Das ist vollkommen sinnlos; es widerspricht nicht nur dem Wesen Fausts, sondern auch den nachfolgenden Szenen, welche ja dann in der vorliegenden Fassung ganz unmöglich wären, wie auch Valentin nichts derartiges erwähnt. Es ist hier selbstverständlich nur ein vollkommen harmloses Mittel zu denken.

Straße vor Gretchens Tür.

Valentin tritt auf und gibt seinem Schmerz über Margarete, welche einst die Verkörperung der Tugend war und nun so tief gesunken ist, Ausdruck. Unterdessen schleichen Faust und Mephistopheles heran. Faust ist sich dessen bewußt, daß auch er tief gesunken ist, und vergleicht seine Stimmung mit der ihn umgebenden Finsternis. Er verlangt von Mephistopheles die Herbeischaffung von Geschenken. Mephistopheles beginnt dann unter Margaretes Fenster ein schlüpfriges Lied zu singen, worauf Valentin gegen beide mit dem Schwert in der Hand losstürzt. Während Mephistopheles die Hiebe pariert, verwundet Faust Valentin tödlich, und beide entfliehen. Valentin stirbt dann unter Anklagen und Verwünschungen gegen Margarete.

Die Untat, mit welcher sich Faust hier befleckt, erscheint mit seinem sonstigen Charakter vollkommen unvereinbar. Besonders abstoßend und verächtlich wirken noch die näheren Begleitumstände, so der Kampf von zwei gegen einen sowie das schonungslose Niederstoßen des Gegners, wo es in dem ungleichen Kampf möglich gewesen wäre, ihn nur kampfunfähig zu machen. Der Abscheu, den diese Szene weckt, ist so groß, daß es unmöglich ist, an Entschuldigungsgründe zu denken. Wohl aber ist das psychologische Rätsel, wie sich eine solche Handlung mit der sonstigen Denkweise Fausts verträgt, von Interesse. Der weltfremde und unerfahrene Faust sieht sich plötzlich in einer Lage, in welche er sich sein Leben lang nicht einmal in Gedanken versetzt hatte; er sieht sich bei dem ungestümen Angriff Valentins mit einem Schlage in der höchsten Lebensgefahr. So verliert er seine ganze Besinnung und tut nur das, was ihm Mephistopheles eingibt.

Um diesen psychologischen Zwiespalt noch näher zu beleuchten, sei hier auf die Parzivalsage verwiesen, in welcher ähnliche Vorgänge vorkommen. Parzival, der reine Tor, dessen Seelenleben in seiner Kindheit nur Liebe und Gemütstiefe verrät, der „weinen mußte, wenn ihm ins Herz der süßen Vöglein Sang drang, und seine Brust ein Sehnen füllte", dem er keinen Ausdruck geben konnte; der sich das Haar raufte, wenn er einmal in einer Anwandlung von Wildheit ein Vöglein mit seinem Pfeil traf; der sich in blinder Liebe und schrankenlosem Vertrauen zu seiner Mutter Herzeloyde vollständig ihrer Führung übergab und sich von ihr sogar auf die Bahn der Torheit leiten ließ; der sich die Reinheit der Gesinnung für das ganze Leben bewahrt hat, so daß er würdig befunden wurde, als der Hüter des Grals des höchsten Amtes auf Erden zu walten: Dieser Reine begeht in seiner Jugend ebenfalls eine Tat, welche mit seinem sonstigen Wesen unvereinbar ist und als ein Rätsel anmutet. Als er,

der weltfremde törichte Jüngling in der Narrenkleidung, auf seiner Fahrt zum Hofe des Königs Artus den Ritter Ither von Gahavieß trifft, blendet die Pracht des roten Panzers desselben seine Augen, und er beschließt, sich diese herrliche Rüstung zu erwerben. Seine Bitte an König Artus um dieselbe wird als kindische Torheit behandelt. Als er dann dem Ritter begegnet, fordert er ihn zum Kampf heraus. Ither nimmt die Forderung des nur mit einem kleinen Jagdspieß bewaffneten Knaben nicht ernst und wehrt, um ihn zu schonen, seinen Angriff mit umgekehrter Lanze ab. Parzival bemerkt nicht die edle Absicht Ithers, macht sich vielmehr die sich daraus ergebende für den Ritter ungünstige Situation zunutze, tötet ihn mit dem Jagdspieß und beraubt ihn seiner Rüstung. Die allgemeine Klage, welche sich erhebt, als die Nachricht von Ithers Tod bekannt wird, enthält indirekt eine Verurteilung der Tat des Parzival, die er „betörten Sinnes" begangen hat.

Es ist eine häufige Erscheinung, daß tiefe und selbstlose Naturen, welche das Gute nicht des Lohnes wegen, sondern nur um seiner selbst willen tun, und welche daher zu Vorkämpfern für das Gute und Edle berufen sind, solange sie in dem Alter stehen, wo man noch unbewußt nur Trieben und Regungen folgt, vielfach unreife und sogar ganz unrichtige Auffassungen zeigen. Besonders gilt dies von der Auffassung des Kampfes. Gerade so wie sie das Gute um seiner selbst willen tun, ebenso fassen sie auch den Kampf als Endzweck auf; der Endzweck des Kampfes ist aber die Vernichtung. In diesem Sinne aufgefaßt ist der Kampf aber etwas Verabscheuungswürdiges, etwas absolut Böses. Es gibt aber auch eine geläuterte Auffassung des Kampfes, wo er als Mittel zum Zweck nur dazu dient, um den Widerstand gegen das Gute zu brechen und so auch für das Gute zu wirken. In dieser Auffassung gehört der Kampf unter das Böse, das „stets das Gute schafft". Und so bedürfen gerade die oben erwähnten tiefen und gründlichen Naturen sehr oft einer Läuterung ihres Wesens, bis das in ihnen ruhende Gute rein herauskristallisiert, und die Schlacken vollständig abgestreift sind. Parzival muß eine derartige Läuterung durchmachen, und ähnliches gilt auch von Faust. Er, der bisher nur an der Welt in seinem Innern gearbeitet hat, tritt in vielen Hinsichten auch als ein „reiner Tor" in die Welt der Wirklichkeit, die Welt der harten Gegensätze, die Welt des Kampfes. Der Augenblick nun, wo er sich plötzlich in Kampf verwickelt sieht, zeigt seine ganze Unreife und beweist, wie recht der Erdgeist hatte, als er ihn von sich stieß: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst; nicht mir!" Du mußt noch vieles lernen, bis du mich richtig auffassen wirst.

Walpurgisnacht.

Nach der Ermordung des Valentin fliehen Faust und Mephistopheles aus der Stadt. Dem Vorsatz des letzteren gemäß, Faust „durch das wilde Leben, durch flache Unbedeutendheit zu schleppen", findet man beide auf dem Wege zum Blocksberg. Während sie in dem phantastischen Gewirre von Geister- und Gespenstergestalten dahinziehen, sehen sie im Innern der Erde das Gold glühen. Darauf geraten sie in das Gewühl der wilden Jagd, so daß sie nicht vorwärts kommen können und sich — trotz Fausts Einspruchs, welcher dort, wo „die Menge zu dem Bösen strömt, auf die Lösung so manchen Rätsels" gespannt ist, — abseits unter ruhigere Gruppen von Gespenstern zurückziehen. Nachdem sie mehrere davon besichtigt haben, fordern sie eine alte und eine junge Hexe zum Tanz auf. Unter dem dazwischen auftretenden Proktophantasmisten ist der Buchhändler und Schriftsteller Chr. Fr. Nikolai in Berlin gemeint[1]), dessen Veröffentlichungen über seinen Gesundheitszustand und seine Blutegelkuren hier verspottet werden.

Unterdessen beginnt das tolle Treiben Faust abzustoßen und in ihm ernste, trübe Gedanken zu wecken. Eine blasse gebundene Gestalt erinnert ihn an Gretchen; Mephistopheles sucht vergebens, sie als Medusa zu deuten: in Faust steigt eine furchtbare Ahnung auf, daß sein Abenteuer mit Gretchen verhängnisvolle Folgen gehabt haben könnte, wobei ihm die erregte Phantasie sogar eine Hinrichtung vormalt. Mephistopheles sucht ihn mit dem Hinweis auf Perseus von diesen Vorstellungen abzulenken und zieht ihn zu einem Theater, wo ein buntes Gewirr von phantastischen Gestalten erscheint, welche hauptsächlich Anspielungen auf die damalige Literatur bringen, bis der ganze Spuk in nichts zerstiebt.

Über den Zeitpunkt der Walpurgisnacht macht Mephistopheles in der Szene vor Gretchens Tür eine Andeutung: „Die kommt uns übermorgen wieder." Wenn man jedoch die jetzt noch nachfolgenden Szenen in Betracht zieht, erscheint es natürlicher, die Walpurgisnacht einige Monate später anzunehmen, da das tragische Schicksal Gretchens vom Tode Valentins bis zu ihrem eigenen Ende den Verlauf von mehreren Monaten voraussetzt, und bei Faust, dessen Argwohn auf der Walpurgisnacht geweckt wurde, anzunehmen ist, daß er dann gleich Erkundigungen eingezogen hat, was zu den letzten Szenen des ersten Teils führt.

---

1) Bezüglich der einzelnen Gestalten der Walpurgisnacht sowie der klassischen Walpurgisnacht vergleiche H. H. Boyesen. Ein Kommentar zu Goethes Faust. Reclams Universal-Bibliothek 1521 u. 1522.

Trüber Tag. Feld, dann Kerker.

Faust fordert unter Schmerz- und Wutausbrüchen Mephistopheles auf, Gretchen zu retten. Dieser verweist auf seine Ohnmacht, welche nur ein heimliches Einschleichen in den Kerker bei Nacht gestattet, worauf Faust den Rettungsversuch unternimmt. Margarete weigert sich aber, zu fliehen, und der Tod, welcher nun schon auf sie lauert, ist eine Erlösung aus ihrem Elend.

Mephistopheles, der sich vorgestellt hat, es werde ihm gelingen, Faust durch „Blend- und Zauberwerke im Lügengeist zu bestärken, ihn im wilden Leben und der flachen Unbedeutendheit zur Unersättlichkeit" aufzupeitschen und so sicher zugrunde zu richten, muß sehen, wie sein Plan gescheitert ist. Es ist ihm zwar gelungen, Faust in mehrfache schwere Schuld zu verstricken; aber sein Gewissen zum Schweigen zu bringen, hat er nicht erreicht. Er, der erwartet hat, Faust werde sich über Gretchens Schicksal mit einem bedauernden Achselzucken hinwegsetzen und sich mit dem Trost der Gewissenlosen: „sie ist die erste nicht" und wird auch nicht die letzte sein, behelfen, muß sehen, wie Faust die eigene Lebensgefahr nicht achtet und trotz der Erkenntnis, daß Gretchen wahnsinnig ist, sie zu retten trachtet, um an ihr gut zu machen, was sich noch gut machen läßt. Hier ergibt sich wieder eine Parallele mit der Parzivalsage. Als Parzival durch die Anklagen von Kundrie aufgeklärt wird, in welches Elend und welche Verzweiflung er Amfortas durch die Unterlassung der Frage an ihn gestürzt hat, verläßt er sofort den Hof des Königs Artus und sucht nun trotz der brennenden Sehnsucht nach seiner jungen Gattin in jahrelangem Herumirren und unter zahllosen Kämpfen den Weg zu der unauffindbaren Gralsburg, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Diese Auffassung seiner Pflicht und Verantwortlichkeit macht ihn würdig, die Krone des Grals zu tragen. Etwas Ähnliches ist nun auch über Faust zu sagen: solange in einem Menschen das Gewissen und das Verantwortlichkeitsbewußtsein lebendig sind, solange verschwindet die Hoffnung auf die Rettung desselben nicht; und der Ruf, welcher über Gretchen aus dem Himmel dringt: „Sie ist gerettet!" kann sinngemäß auch auf Faust bezogen werden.

Ende des ersten Teils.

Der Tragödie zweiter Teil.

Erster Akt.

Anmutige Gegend.

Zwischen dem ersten und zweiten Teil der Dichtung ist ein längerer Zeitraum anzunehmen, in dessen Verlauf, nach Ariels Worten, Fausts Seele niedergeschmettert und gebrochen „von erlebtem Graus, unter der Selbstvorwürfe glühend bitteren Pfeilen, in des Herzens grimmem Strauß" nach Rettung aus der Verzweiflung und Selbstverachtung ringt. Der erste Akt setzt nun ein in dem Zeitpunkte, wo die Zeit als der „Tau aus Lethes Flut" die Wunden seiner Seele zu schließen beginnt, und die Hoffnung erscheint, daß „die krampferstarrten Glieder durch das heilige Licht" zu neuer Kraft geweckt werden. Der Chor der Geister schildert in seinem Gesang den Übergang von der Nacht, welche bisher Fausts Seele bedeckt, aber dabei seine Gesundung wieder angebahnt hat, zum Tage, wo im neuerwachten Kraftbewußtsein „der Edle, der versteht und rasch ergreift, alles leisten, und die Saat der Ernte zuwogen soll". In diesen Worten liegt bereits ein Ausblick auf den nun folgenden Abschnitt in Fausts Leben, der nicht mehr durch Seelenkämpfe und das Ringen nach innerer Klarheit, sondern durch die tatkräftige, auf das Wohl der Menschheit abzielende Arbeit ausgefüllt sein wird.

Beim Anbruch des Tages erhebt sich Faust. Seine ersten Worte verraten das neuerwachte Kraftbewußtsein mit dem Wunsche, zum „höchsten Dasein immerfort zu streben". Als er dann das Erscheinen der Sonne näher verfolgt und zum Schluß durch die ersten hereinbrechenden Strahlen geblendet wird, so daß er sich wegwenden muß, gibt ihm der Augenschmerz Anlaß, einen Rückblick auf sein früheres Leben zu werfen, wo er nur von dem einen Trieb beherrscht war, in das Licht der Wahrheit und der Erkenntnis zu schauen. Und so wie ihn jetzt der Augenschmerz getroffen hat, ebenso war das Ergebnis seines früheren Daseins nur Schmerz. Je näher er der Wahrheit und Erkenntnis kam, je mehr er sich bemühte, sich zur Gottesnähe emporzuarbeiten, um so bitterer wurden die Enttäuschungen; und als er, der „Übermensch", es unternahm, sich unter die gewöhnlichen Menschen zu mengen, da konnte ihn sein zum Göttlichen ringender Sinn nicht davor bewahren, nur Unheil und Leid um sich her zu verbreiten. „So bleibe denn die Sonne mir im Rücken." Diese Worte zeigen den Bruch mit dem bisherigen Leben, mit dem bisherigen Denken, mit dem bisherigen Sehnen und Streben in seiner ganzen Schroffheit: er ist ein vollkommen anderer geworden; der Trieb, sich als Über-

mensch über die Menschheit zu erheben und sich von ihr zu trennen, ist in ihm erstorben. Und wie der Abglanz der Sonne in dem „Wassersturz ihn mit wachsendem Entzücken" erfüllt, so erwacht in ihm der Trieb, dem Abglanz des Göttlichen, wie er sich im praktischen Menschenleben zeigt, nachzugehen, sich nicht mehr über die Menschenwelt zu erheben, sondern sich ihr hinzugeben, in dem Durchschnittsmenschen das Göttliche zu suchen und zu fördern und in der praktischen Betätigung sein Lebensziel zu verfolgen.

Wer denkt hier nicht an jenes gekrönte Haupt, ihn, den Größten unter den Großen, dessen Seele in der Jugend erfüllt war von Idealen und einer Reinheit der Empfindung, wie sie nur der zum Göttlichen strebende Geist kennt; der zu einer Zeit, wo es für den Herrscher einem Menschen gegenüber keine Verantwortung gab, für die allgemeine und ausnahmslose Geltung der Gesetze der Moral eintrat; der als Abschluß einer solchen Jugend den erbittertsten Kampf um seine Selbständigkeit führen mußte und am Ende unter den Selbstanklagen, den Tod des einzigen treuen Freundes verschuldet zu haben, zusammenbrach; und der sich dann aus dem Schmerz und der Verzweiflung zu einer Lebensauffassung der Pflicht emporgearbeitet hat, wie sie die Welt noch nicht gekannt hatte, welche zu schildern die Feder zu schwach ist, und die in überwältigender Größe aus den Worten spricht: „Ich bin der erste Diener meines Staates" und „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, aber es ist nötig, daß ich arbeite und für meine Untertanen sorge".

Mit dem Wandel im Innern des Faust vollzieht sich auch ein vollständiger Umschwung in seinem Verhältnis zu Mephistopheles. Das jetzt nur auf Arbeit und Betätigung gerichtete Wesen Fausts bietet keine Angriffspunkte für Verführungskünste mehr, und Mephistopheles sinkt nun vollständig auf die Stufe eines Dieners, der durch seine Zauberkünste die großen Pläne Fausts zu verwirklichen hilft. An manchen Stellen tritt er als das ausführende Organ desselben derart in den Vordergrund, daß man sich ihn geradezu als einen Teil von Faust selbst vorstellen muß.

Faust entwickelt nun eine großzügige und hervorragende Betätigung in der Lösung wichtiger Probleme auf den verschiedenartigsten Gebieten. Merkwürdig berührt es jedoch, daß er sich dazwischen auch mit Aufgaben befaßt, welche des „Übermenschen" nicht recht würdig erscheinen, wie zum Beispiel mit der Aufführung einer Mummenschanz. Die Erklärung dafür liegt teilweise in dem Bestreben der Dichtung, sich möglichst getreu an die alten Faustsagen anzuschließen, welche derartige Szenen bringen. Da nun aber diese Faustsagen die Gestalt des Faust hauptsächlich als Gaukle-

und Zauberer auffassen, erscheint die Aufnahme solcher Züge in dieser Dichtung, welche doch Faust als „Übermenschen" darstellt, bei oberflächlicher Betrachtung als ein Mißklang. Dieser Mißklang löst sich jedoch bei gründlicher Überlegung vollkommen, und es zeigt sich, daß die Harmonie des Ganzen dadurch nicht im mindesten gestört wird, vielmehr diese Züge sogar sehr viel dazu beitragen, die veränderte Sachlage und die grundverschiedene Stimmung des zweiten Teiles der Dichtung dem ersten Teil gegenüber zu charakterisieren.

Der Sterbliche ist unfähig, in die Sonne zu blicken, das ist der Schluß, zu welchem Faust am Ende des ersten Teiles der Dichtung gelangt ist. „So bleibe denn die Sonne mir im Rücken! Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Und dem farbigen Abglanz gilt nun sein Streben. Der farbige Abglanz ist aber zum guten Teil nur Schein und Trug. Und so ist es auch das wirkliche praktische Leben. Das Gediegene und das Nichtige, das Erhabene und das Niedrige, das Wertvolle und der hohle Schein, das Begeisternde und das Niederdrückende stoßen hier hart aneinander und sind voneinander weder abzugrenzen noch zu trennen. So kann ein Feldherr, wenn er noch so erhabene Auffassungen seines Amtes hat, die niedrige Spionarbeit nicht entbehren; der größte Staatsmann kann sich von dem falschen Gaukelspiel, in welches die Politik manchmal ausartet, nicht frei halten, und sehr viele gottbegnadete Künstler haben schon durch untergeordnete und ihrer unwürdige Arbeiten ein kümmerliches Dasein fristen müssen. So hat ein Glück der Landbevölkerung in der Umgebung von Prag zum Tanz aufgespielt. Von diesem Standpunkt aus erscheint Fausts Beteiligung an der Mummenschanz, die er als Mittel für die Durchbringung seiner höheren Pläne benutzt, in einem ganz anderen Lichte und zeigt auch die Größe der Resignation, wenn er, „der Übermensch", „aus der Welt, die er sich in seiner Brust erschuf", niedersteigt in die Welt des „farbigen Abglanzes", welche von ihm, der sich zu Titanenarbeiten berufen fühlt, auch niedrige Handlangerarbeiten verlangt.

Kaiserliche Pfalz.

In den Faustsagen tritt Faust am Hofe des Herzogs von Parma auf, wo er Geister, darunter auch Helena, beschwört. In der Dichtung erscheint statt dessen der Hof eines leichtlebigen und leichtsinnigen Kaisers, dessen Reich, vollkommen zerrüttet, dem Verfall nahe steht. Faust greift hier mit einer Titanenarbeit ein, nämlich mit der Erfindung des Papiergeldes, worunter die Begründung des Kreditwesens zu verstehen ist, und rettet das Reich. Das Kreditwesen ist eine der Hauptgrundlagen der

Kultur; ohne dasselbe ist ein Staatswesen und jede Art der Kulturarbeit vollkommen undenkbar. Durch das Kreditwesen kann man beliebige Geldsummen in dem Zeitpunkt beschaffen, wo sie gebraucht werden; man kann damit Unternehmungen buchstäblich aus dem Boden stampfen; man kann große Lasten, wie zum Beispiel die Kosten eines Krieges, welche sonst alles erdrücken und vernichten müßten, auf längere Zeiträume verteilen und unzählige andere das Wohl der Menschheit sichernde Wirkungen erzielen. Diese epochale Kulturerrungenschaft feiert aber in der Dichtung keinen glanzvollen Einzug, wie sie es verdiente, sondern muß sich, wie es in der Welt des „farbigen Abglanzes" sehr oft geschieht, mit List einschleichen, wozu das große Hoffest die Gelegenheit bietet.

Zunächst benutzt Mephistopheles die Trunkenheit des Hofnarren des Kaisers, um sich ihm als dessen Nachfolger anzubieten, wobei er sich mit einem für die augenblickliche Sachlage bedeutungsvollen Rätsel, dessen Lösung Geld ist, einführt. Die fünfte bis siebente Zeile desselben hat den Sinn, daß sich niemand gern herbeirufen läßt, um Geld herzugeben, während man einen Bringer von Geld gern nennen hört. Des Thrones Stufen naht sich das Geld jetzt, da Mephistopheles es bringt; und die achte Zeile bezieht sich auf die leeren Staatskassen. Den Klagen der Minister über die Not und Zerrüttung im Reiche stellt er sofort die Behauptung entgegen, hier fehle nichts als Geld, um die Macht des Kaisers und geordnete Zustände gleich wieder herzustellen. Auf die Aufforderung hin, es zu beschaffen, verweist er auf das viele Gold, das in der Erde vorhanden ist, und auf die reichen Schätze, welche in Zeiten der Gefahr in Kellern sowie sonstigen Schlupfwinkeln versteckt wurden und dann in Vergessenheit gerieten. Um die Stellen, wo es liegt, aufzufinden, verweist er auf Wünschelrutengänger, in welchen die Nähe des Goldes gewisse Nervenregungen hervorruft, ähnlich wie sich ja unterirdisches Wasser bei besonders dazu veranlagten Individuen durch die Wünschelrute auch verrät. Der Sinn des Vorschlages wird von niemand erfaßt, vielmehr wird derselbe teils mit Mißtrauen, teils mit Spott aufgenommen. Trotzdem fordert der Kaiser, Mephistopheles solle „gleich die edlen Räume zeigen", worauf der letztere auf die Schwierigkeit der praktischen Durchführung hinweist: hie und da komme man zufällig auf eine solche Stelle, wie zum Beispiel ein Bauer beim Pflügen; aber ein planmäßiges Durchsuchen wäre sehr mühevoll; „was für Gewölbe sind zu sprengen, in welchen Klüften, welchen Gängen muß sich der Schatzbewußte drängen zur Nachbarschaft der Unterwelt!" Damit will er dem Gedanken näher kommen, ein Wertpapier als Ersatz für die schwer herbeizuschaffenden Schätze einzuführen. Um diese

phantastischen Erörterungen mit der realen Wirklichkeit in Verbindung zu setzen, sei darauf hingewiesen, wie schwer es wäre, wenn ein Konsortium, welches eine Neugründung plant, die ganze Bausumme erst in barem Gelde zusammensparen müßte, bevor es mit dem Bau beginnen könnte, und wie leicht sich dagegen die Sache im Wege einer Anleihe, also unter Benutzung des Wertpapieres, durchführen läßt. Der Kaiser fordert Mephistopheles neuerdings auf, seinen Vorschlag aus dem Zustand „des Düsteren", wo man nichts unterscheiden kann, derart aufzuklären, daß das, was daran „Wert hat, zutage kommt"; er verschiebt aber dann die Angelegenheit, bis das Hoffest vorbei ist.

Weitläufiger Saal.

Den Mittelpunkt des Hoffestes bildet die allegorische Darstellung des Gedankens, welchen Mephistopheles dem Kaiser vorgestellt hat. Faust als Plutus, der Herr des in der Erde enthaltenen Reichtums, verkleidet zieht auf einem Wagen ein; ihm zur Seite erscheint später Mephistopheles als der Geiz, der stete Begleiter des Reichtums. Der Kaiser erscheint sodann als der große Pan, umgeben von einem Getümmel von Phantasiegestalten; eine Deputation der Gnomen, der Entdecker und Ausbeuter der in der Erde befindlichen Schätze, macht ihn auf Plutus aufmerksam, worauf Pan dessen Reichtümer beschlagnahmt. Diesem Kernpunkt der Mummenschanz geht aber ein Gewühl von teils der Wirklichkeit, teils der Phantasie und Sage entstammenden Gestalten voran: es erscheinen Gärtnerinnen mit Blumen, Zweigen und Ähren, Gärtner mit Früchten, eine Mutter, welche ihre Tochter um jeden Preis verheiraten möchte, Holzhauer, Pulcinelle, das sind faule und täppische Knechte der neapolitanischen Volkskomödie, Parasiten, ein Trunkener, Dichter, die Grazien, die Parzen, die Furien, ein Elefant mit einem Turm, auf welchem „Viktoria, die Göttin aller Tätigkeiten", thront, und der von der Klugheit geleitet wird; zur Seite gehen „zwei der größten Menschenfeinde, die Furcht und die Hoffnung", aber gefesselt, geradeso wie vorher Klotho die Schere zum Abschneiden des Lebensfadens im Futteral versorgt hatte. Nun erscheint die aus Homer bekannte Lästerergestalt des Thersites, unter welcher wohl Mephistopheles zu vermuten ist; er wird vom Herold mit dem Stabe gezüchtigt, worauf er sich zu einem Ei zusammenballt, aus welchem Fledermäuse und Ottern, Sinnbilder der Falschheit und Verleumdung, entspringen, welche unter den Zuschauern eine Mißstimmung verbreiten. Nun erscheint der prächtige Wagen des Plutus, von geflügelten Rossen gezogen, auf welchem sich eine von Drachen behütete Truhe mit Gold befindet. Ein Jüngling, welcher

die poetische Auffassung des Reichtums, die Verschwendung, darstellt, lenkt den Wagen, während der Vertreter der entgegengesetzten Auffassung, der abgemagerte Geiz, sich erst später bemerkbar macht. Der Lenker zeigt nun seine Zauberkünste, indem er den Zuschauern durch Schnippchenschlagen Geschmeide und Juwelen hervorzaubert, welche sich aber in der Hand der Empfänger in Käfer, Schmetterlinge und ähnliches verwandeln; auch läßt er auf den Köpfen der Zuschauer Flammen erscheinen. Die allgemeine Aufmerksamkeit wendet sich sodann Mephistopheles zu, welcher als der Geiz gegen die Verschwendungssucht und die Falschheit des Weibergeschlechts eifert; die Zuschauerinnen unternehmen als Antwort auf seine Schmähungen einen Angriff, welchen die feuerspeienden Drachen aber abweisen. Nun steigt Plutus von dem Wagen herunter und läßt auch die Goldtruhe von den Drachen herunterheben. Den Lenker weist er an, in die Sphären der Poesie zurückzukehren; denn das, was man jetzt hier sehen werde, sei die rauhe Wirklichkeit, welche durch die Selbstsucht und Roheit der Menschen in „ein fratzenhaft Gebild" verzerrt werde. Der Lenker charakterisiert beim Weggehen noch die zwei verschiedenen Auffassungen des Reichtums, nämlich einerseits die träge Befriedigung im bloßen Bewußtsein des Besitzens und andrerseits die Auffassung des Reichtums als Mittel, um sich das Leben genußreich zu gestalten und sich seinen Neigungen hingeben zu können. Plutus läßt nun die Truhe öffnen, und der Anblick der Schätze wirkt auf die Zuschauer derart überwältigend, daß sie vergessen, daß es sich nur um ein Spiel handelt, und sich des Goldes bemächtigen wollen. Plutus taucht nun die Spitze des Herold[s]tabes in das flüssige Gold, läßt dann scheinbar Feuer aus demselben sprühen und drängt damit die Menge in einen weiten Kreis zurück. Der Geiz weidet sich nun an dem Anblick der schönen Frauen in dem Kreise, und um ihr Interesse für sich zu erwecken, führt er ihnen einen „Schwank vor", indem er das Gold wie „feuchten Ton" knetet und ballt. Er erreicht auch seine Absicht und nutzt das erwachte Interesse sofort dazu aus, sich gegen sie frech und unanständig zu benehmen. Der Herold sieht darin die Gefahr, welche dem Reichtum anhaftet, nämlich daß die Besitzer desselben sich leicht ungestraft über die Schranken der Sittlichkeit hinwegsetzen können, und will entrüstet gegen ihn einschreiten. Plutus meint aber, die Gefahr sei nicht so groß; es sei dafür gesorgt, daß auch diese Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn das Damoklesschwert, das jedem Reichen über dem Kopfe hängt, nämlich die Gefahr des Verlustes desselben und der ungewohnten Not, wirke viel stärker als Gesetze und lasse auch die Exzesse der Reichen nicht über das Maß der „Narrentheidung" hinauswachsen.

Nun erscheint in einem Getümmel von Faunen, Satyrn, Gnomen, Riesen und Nymphen der große Pan. „Das wilde Heer" drängt sich in den leeren Kreis um Plutus. „Sie wissen doch, was keiner weiß" bezieht sich darauf, daß in der Maske des Pan der Kaiser selbst steckt. Plutus „öffnet schuldig diesen engen Kreis", weil er „recht gut weiß", daß er den Kaiser vor sich hat, und macht sich auf „das Wunderlichste" gefaßt, da das tolle Treiben des wilden Heeres nicht planmäßig geleitet wird. Er sieht darin ein Abbild der Herrschaft, wie sie der Kaiser in seinem Reiche führt, und wirft dabei einen Blick in die Zukunft auf die Zustände, wie sie sich hier voraussichtlich in der nächsten Zeit, wenn nun der Reichtum im Reiche einziehen wird, gestalten werden; er ist der Ansicht, daß hier eine starke Führung, welche „sich vorsieht und weiß, wohin sie schreitet" am Platze wäre. Die Gnomen in dem Zuge werden auch „die frommen Gütchen", das sind die den Menschen wohlgesinnten Geister, genannt, ferner auch „Felschirurgen, welche die hohen Berge schröpfen" und die Metalle aus ihnen zutage fördern. Sie sind sich aber auch dessen bewußt, daß ihre Gaben den Menschen vielfach zum Unheil ausschlagen, indem das Gold dieselben zum Diebstahl und Kuppelei verführt, während das Eisen die Kriege ermöglicht, und diese drei Übel dann alle anderen nach sich ziehen. Der Gesang der Nymphen bezieht sich auf die Sage, daß, wenn der große Pan einschläft, die ganze belebte und unbelebte Natur auch in Schlummer versinkt, während der Schall seiner Stimme den panischen Schrecken verursacht. Eine Deputation der Gnomen macht nun den großen Pan darauf aufmerksam, daß sie in der Truhe des Plutus eine neue Goldquelle entdeckt haben, und er sie „der ganzen Welt zu gut" beschlagnahmen solle. Plutus ergibt sich in sein Schicksal, aber er prophezeit, daß „sich gleich ein Greuliches ereignen" wird. Damit weist er auf die wirkliche Gefahr des Reichtums hin.

Wenn sich nämlich in einem Staatswesen der allgemeine Wohlstand bedeutend hebt, entwickelt sich gleichzeitig die Genußsucht; das Luxusbedürfnis wird übertrieben groß, die Luxusindustrie nimmt sehr überhand; zu der reichlichen Gelegenheit, Geld zu verdienen, gesellt sich die noch reichlichere Gelegenheit, es zu verschleudern: der Geldumlauf wird zu rasch. Und bei den Menschen zeigt sich bald eine Geldgier und die Sucht, es sich auf jede mögliche Weise zu verschaffen, welche alle anderen Triebe zurückdrängen. Man verliert den Sinn dafür, daß sich der schmutzige Erwerb des Geldes mit der Menschenwürde nicht verträgt. Daß es auch eine edle Verwendung des Reichtums gibt, gerät in Vergessenheit; der Reichtum dient vielmehr nur noch der selbstsüchtigen Genußsucht, und man

überbietet sich gegenseitig im Wohlleben. Ansehen und Macht genießen nur noch die Reichen, gleichgiltig, wie sie zu ihrem Reichtum gekommen sind. Das ganze menschliche Dasein bietet das Bild einer wilden Jagd nach Geld und Genuß: die ganze Menschheit wird gleichsam von einem Fieberfeuer durchglüht und geschüttelt. Es kann nicht geleugnet werden, daß unsere Verhältnisse vor dem Weltkriege bereits stark von dieser Krankheit befallen waren. Im weiteren Fortschritt dieser Seuche stellt sich die Käuflichkeit der hochgestellten Persönlichkeiten ein, welche wie eine Ware in den Besitz der Meistbietenden gelangen. Es ist kein Zweifel, daß der Weltkrieg in diesem Umfange nie zustande gekommen wäre, wenn nicht die ganze Welt mit von England bezahlten Kreaturen durchsetzt gewesen wäre.

Dieses Fieberfeuer wird nun im folgenden allegorisch durch eine rasch um sich greifende Flamme veranschaulicht. Plutus sagt über diesen Zustand: „Hartnäckig wird es die Welt und Nachwelt leugnen." Die Menschen sind in der Mehrheit zu kurzsichtig, als daß sie sich über die Verhältnisse, in welchen sie leben, ein wahres Urteil bilden könnten. Ein Teil sonnt sich in der Herrlichkeit des wirtschaftlichen Aufschwunges; ein Teil sieht zwar die ungesunden Erscheinungen, sucht aber deren Ursache anderswo. Alles wehrt sich dagegen, den vielgepriesenen wirtschaftlichen Aufschwung mit seinem kaufmännischen Geist dafür verantwortlich zu machen. „Du aber schreib' es treulich in dein Protokoll"; denn es ist und bleibt die Wahrheit: Wohltätig ist des Reichtums Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.

Die Zwerge führen den großen Pan zu dem glühenden Gold; sein Bart entzündet sich daran, und blitzschnell verbreitet sich die Flamme, so daß unter den Zuschauern eine Panik entsteht, und Plutus mit dem Zauberstab der „eitlen Flamme Spiel" dämpfen muß, womit das der Mitwirkung des Höllenfürsten würdige Gaukelspiel sein Ende findet.

Lustgarten.

Der Kaiser, welcher der Mittelpunkt des Flammenmeeres gewesen ist, hat „das Flammengaukelspiel" gleich durchschaut und Gefallen daran gefunden. Er sah zwischen den Flammen „der Völker lange Zeilen", welche ihm huldigten, ihm, der den wirtschaftlichen Aufschwung herbeigeführt hat; und es steht zu erwarten, daß er der erste sein wird, der „es hartnäckig leugnen wird", daß der Reichtum auch „ein Greuliches" mit sich gebracht hat. Mephistopheles beginnt, ihn als den Herrn der vier Elemente zu feiern, und er malt aus, in welcher Weise ihm das Wasser seine Huldigungen darbringen würde, wenn er sich „ins Meer, wo es am wildesten

tobt, werfen" würde. Während der Kaiser Mephistopheles seiner Huld versichert, erscheinen der Marschalk, Heermeister, Schatzmeister und Kanzler und berichten über die günstige Aufnahme, welche das Papiergeld überall gefunden hat, und über die günstigen Erfolge, welche man damit erzielt hat.[1]) Der Kaiser ernennt zum Schluß Faust zum Verwalter der im Boden enthaltenen Schätze und beschenkt seine Umgebung mit dem Papiergeld.

Finstere Galerie.

Die nun folgende Szene der Beschwörung der Helena hat ihren Ursprung in den alten Faustsagen. In einer derselben wird sie folgendermaßen geschildert:[2]) Diese Helena erschiene in einem köstlichen schwartzen Purpurkleid, jhr Haar hatte sie herabhangen, dz schön, herrlich als Goldfarb schiene, auch so lang, dz es jhr biß in die Kniebiegen hinab ginge, mit schönen Kollschwartzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpfflein, jhre Lefftzen roht wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Halß wie ein weisser Schwan, rohte Bäcklein, wie ein Rößlein, ein überaus schön gleissend Angesicht, ein länglichte, auffgerichte, gerade Person. In summa, es war an jhr kein untädlin zu finden, sie sahe sich allenthalben in der Stuben umb mit gar frechem und bübischem Gesicht, daß die Zuschauer gegen jr in liebe entzündet waren.

Andrerseits vermittelt die Beschwörung den Übergang zu den beiden folgenden Akten, indem Faust durch das hervorgezauberte Bild der Helena begeistert wird, sie selbst zu suchen. Die Szene spielt sich folgendermaßen ab. Faust fordert Mephistopheles auf, ihm zu der Beschwörung der Helena und des Paris zu verhelfen. Mephistopheles wendet ein, daß er über „das Heidenvolk" keine Macht habe, und verweist Faust auf die „Mütter". Bei diesem Worte erinnert sich Faust an Gretchen, und der Schauder, der ihn ergreift, beweist, daß die Wunden, welche der „erlebte Graus" seiner Seele geschlagen hat, noch nicht ganz verheilt sind. Mephistopheles beschreibt ihm nun den Aufenthalt der Mütter als den Inbegriff „von Öde und Einsamkeit" und gibt ihm einen Schlüssel, der ihn zu den Müttern führen soll. Faust schaudert wieder bei diesem Worte. Mephistopheles glaubt, es sei die Scheu vor den bevorstehenden neuen Dingen, die Faust bewegt, und sucht sie zu zerstreuen; Faust antwortet darauf nicht. Die Worte, welche er dann, wie zu sich selbst, spricht, gestatten einen Blick in sein Seelenleben: es liegt ihm nichts daran, sich durch Abstumpfen, „Erstarren", von den Seelenqualen zu befreien; so sehr das Weltgetriebe

1) Das von Mephistopheles gebrauchte Wort Schedel bedeutet Zettel, Handschrift.
2) Vgl. Deutsche Sagen von Prof. Dr. Jakob Nover. Gießen 1895.

auch auf eine Unterdrückung des menschlichen Gefühls hinwirkt, so bleibt das Empfinden doch „der Menschheit bestes Teil"; und nur wer vor dem „Ungeheuren" der Schuld schaudern kann, nur der kann auch das „Ungeheure" und Gewaltige in den Wundern des menschlichen Daseins „ergriffen fühlen". Mephistopheles belehrt nun Faust, wie er den Dreifuß, welchen er bei den Müttern finden wird, mit Hilfe des Schlüssels entführen und dann zum Beschwören der Geister verwenden soll, worauf Faust den Weg zu den Müttern antritt.

Was man sich unter den „Müttern" vorzustellen hat, ist nicht schwer zu finden. Zu Goethes Lebzeiten vollzog sich der gewaltige Aufschwung der mathematischen Wissenschaften, welchem die Entwicklung der Physik und Chemie folgte. Die Grundlage aller dieser Errungenschaften besteht nun darin, daß man alle Begriffe, welche sich der sinnlichen Wahrnehmung bieten, in einfachere Begriffe zerlegt denkt und diese geistige Analyse so lange fortsetzt, bis man auf die Grundbegriffe, Axiome, kommt, welche sich nicht mehr weiter zergliedern lassen. Wenn man dann das Wesen und die Eigenschaften dieser Grundbegriffe vollkommen durchschaut hat, erscheint der Zusammenhang aller von ihnen abgeleiteten Begriffe vielfach in einem ganz neuen Lichte und eröffnet oft neue Wege der Erkenntnis, die manchmal zu ganz ungeahnten Ergebnissen führen. Das, was man in der Mathematik mit geistigen Begriffen durchgeführt hat, hat man in der Chemie mit materiellen Elementen nachgeahmt und damit geradezu Wunder zuwege gebracht. Wenn nun ein phantasiebegabtes Wesen dieses Zergliedern der Begriffe verfolgt, hat es die Empfindung, daß die anfangs lebhaften und farbenprächtigen Erscheinungen, wie sie die wirkliche Welt zeigt, immer mehr verblassen und fadenscheiniger werden; Begriffe, welche in der Wirklichkeit direkte Gegensätze darstellen, wie zum Beispiel oben und unten, gehen ineinander über, so daß man in seinen Vorstellungen den sicheren Boden unter sich wanken fühlt und „nichts Festes findet"; und zum Schluß, wenn man bei den Axiomen anlangt, umweht die an die Lebensfrische gewöhnte Phantasie eine leere Öde, in welcher alles in düsterem Grau erscheint, und aus welcher sich nichts abhebt.

Diese Grundbegriffe sind die Mütter, welche in den „Räumen der losgebundenen Gebilde" wohnen, das heißt in der Welt der Begriffe, welche es in der Wirklichkeit, das ist „in dem Entstandenen", gar nicht gibt (das besagt der Ausdruck „das längst nicht mehr Vorhandene"), sondern welche sich der in die Tiefe dringende Menschengeist nur in seiner Vorstellung von den Begriffen der Wirklichkeit abgeleitet hat, und die also nur Luftgebilde, „Wolkenzüge", sind. „Versinke denn! Ich könnt'

auch sagen: steige! S's ist einerlei" spielt auf das Verschmelzen der Gegensätze an. In dieser „ewig leeren Ferne, im tiefsten, allertiefsten Grund, im Grenzenlosen wohnen ewig einsam die Mütter; sie sehen niemand, denn Schemen sehen sie nur", wie sie selbst nur Schemen sind. Sie sind das Unveränderliche, das seinen „Sinn" und Wesen „ewig unterhält", das heißt beibehält; aber von ihnen geht „Gestaltung und Umgestaltung" aus; denn wer bis zu den Axiomen gedrungen ist, ist imstande, dann neue Wege und Bahnen zu entdecken, um das Vorhandene zu ändern oder in neue Variationen überzuführen. Und so sind die Mütter „von Bildern aller Kreaturen umschwebt", nämlich von den unendlich vielen Möglichkeiten der „Umgestaltungen", welche aus ihnen entspringen können. Ihr „Haupt umschweben des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben"; alle Möglichkeiten der Umgestaltungen, also auch die, welche schon „einmal in allem Glanz und Schein waren", sind bei ihnen. Und immer wieder gehen von den „allgewaltigen Mächten "neue Variationen der Erscheinungen aus; manche „zum Zelt des Tages, in des Lebens holden Lauf", das sind die dem Verstand zugänglichen, wie zum Beispiel die neuen Errungenschaften der Wissenschaft; die anderen „zum Gewölb der Nächte, die der kühne Magier aufsucht"; das sind die mystischen und geheimnisvollen Erscheinungen, welche uns auch auf Schritt und Tritt umgeben, wenn man sich auch heutzutage gewöhnt hat, sie nicht zu beachten. „Die Gefahr ist groß", denn so mancher, der zu den Müttern gedrungen ist, hat den Weg zur Wirklichkeit nicht mehr zurückgefunden und ist manchmal selbst dem Irrsinn zum Opfer gefallen.

Der Sinn dieser Szene besagt somit: wenn es gilt, ein neues Problem zu lösen, muß man es derart analysieren, bis man die Grundbegriffe, auf welchen es basiert, klar erkennt. Dieser Gedanke erscheint zu unserer, in den Naturwissenschaften so gründlich gebildeten Zeit als etwas vollkommen Selbstverständliches; vor hundert Jahren in der Zeit der poetisch-phantastischen Geistesrichtung war er es jedenfalls nicht.

Rittersaal.

Vor einer großen Versammlung beschwört Faust Paris und Helena. Der Anblick der letzteren entzückt Faust noch stärker, als einst der Anblick der weiblichen Gestalt im Spiegel der Hexenküche, und er vergißt ganz, daß es sich hier nur um ein Phantom handelt; es erfaßt ihn sogar Eifersucht gegenüber Paris. Nachdem er Helena aus dem Reiche der Schemen „her zum festen Stand" in die Wirklichkeit geführt hat, unternimmt es sein Geist, sie den Geistern streitig zu machen und sie in „das große Doppelreich", in welchem das Geistige mit dem Materiellen verbunden

ist, wieder einzuführen. Er sucht sie zu erfassen und Paris mit Hilfe des Schlüssels zu entfernen, worauf eine Explosion erfolgt. Diese hat jedenfalls nur den Zweck, das Geistergaukelspiel, ähnlich wie vorher die Mummenschanz durch die Flammen, ebenfalls durch einen starken Effekt abzuschließen und den scheinbar toten Faust rasch und einfach aus diesem Treiben und dieser Umgebung herauszureißen.

Zweiter Akt.

Da der Abfassung der vorliegenden Dichtung alles Große und Bedeutende, was sowohl das deutsche Wesen als auch die deutsche Geschichte aufweist, zugrunde liegt, wie ja auch Beziehungen zu den bedeutendsten Männern Deutschlands in teils deutlicher, teils verschleierter Form hervortreten, so mußte auch jene erhabenste und tiefste aller Volksbewegungen, deren Beginn sich in wenigen Monaten zum vierhundertstenmale jähren wird, in irgendeiner Weise gestreift werden; jene Umwälzung, welche die deutsche Gründlichkeit und das deutsche Gewissen zum siegreichen Durchbruch geführt und der Religionsauffassung neue, durch die Strenge gegen sich selbst, Milde gegen den Nächsten und die opferfreudige Hingabe an die Allgemeinheit gekennzeichnete Bahnen gewiesen hat; jene Bewegung, welche in dem Ringen um die Wahrheit ihren Anfang nahm und sich als die einzige während ihres ganzen Verlaufes von allen niedrigen Nebenabsichten vollkommen rein bewahrt hat. Die Reformation nun, deren geschichtlicher Verlauf bis ins kleinste derart bekannt ist, daß hier für die schaffende Phantasie kein Platz vorhanden ist, im Rahmen einer poetisch-phantastischen Dichtung direkt zu behandeln, war selbstverständlich vollkommen unmöglich. Und so begegnen wir, gewissermaßen als Ersatz dafür, hier der Zeitperiode, welche der Reformation vorausgegangen ist und in vielen Hinsichten derselben den Boden vorbereitet und geebnet hat, nämlich dem Humanismus. Diese Bewegung, welche nach dem finsteren fanatischen Wahn des Mittelalters die Auffassung des Lebens sowie das Verhältnis der Menschen zueinander „menschlicher" zu gestalten trachtete, fand im Studium der klassischen Poesie und Philosophie der Griechen reiche Nahrung. Hier fand man das Interesse für die geheimnisvoll waltenden Kräfte der Natur, welche das menschliche Dasein stetig mit Wundern umgeben; hier fand man die „humane" Auffassung des menschlichen Zusammenlebens. Hier fand man aber auch den Sinn für die ernsten Seiten des menschlichen Daseins, für die in den tiefsten Tiefen des Seelenlebens wurzelnden Kräfte. Hier fand man das ahnende Verständnis dafür, daß sich das Verhältnis der Menschen zueinander nicht durch die

in Paragraphen gefaßten gesetzlichen Bestimmungen allein regulieren läßt: daß unendlich mehr dazu notwendig ist, nämlich auch die ungeschriebenen Gesetze, welche im menschlichen Gefühl, der Pietät und dem moralischen Pflichtbewußtsein tief eingegraben sind, welche zwar zu kompliziert sind, als daß man sie in Sätze und Bestimmungen zusammenfassen könnte, welche aber dem ausgebildeten und gereiften Gewissen im gegebenen Falle in voller Klarheit leuchten und den Weg weisen. Wie erschütternd wirkt in den unerreichten griechischen Tragödien der Kampf der geschriebenen Gesetze mit den ungeschriebenen, wobei sich die letzteren als die stärkeren erweisen! Und wo haben diese Grundlagen der humanen Moral eine herrlichere und tiefere Entfaltung gefunden, als in der Reformation! So wie vor nahezu 19 Jahrhunderten das Christentum erst dann feste Wurzeln zu fassen vermochte, als der Apostel Paulus, das auserwählte Rüstzeug Jesu Christi, sich an die im griechischen Geist Erzogenen wandte, so schöpfte auch jene Bewegung, welche den Geist Christi wieder zur vollen Herrschaft über seine Kirche brachte, viel Nahrung und Kraft aus dem Studium des klassischen Altertums durch den Humanismus.

Die Versenkung des deutschen Wesens in den Geist der griechischen Kunst und Philosophie stellt Fausts Vereinigung mit Helena dar, welcher der zweite und dritte Akt der Dichtung gewidmet sind. Faust in Begeisterung für Helena entflammt, setzt alle Kräfte ein, um sie zu finden. Merkwürdigerweise beginnt dieses Suchen in Fausts ehemaligem Studierzimmer, und der einstige Famulus Wagner, der Nachfolger Fausts als Professor der Hochschule, spielt dabei eine bedeutende Rolle. Er, der am Anfang des ersten Teiles der Dichtung als ein zwar arbeitsfreudiger, aber beschränkter Pedant geschildert wird, hat sich nicht geändert: weit entfernt, die Wunder zu bemerken, von denen das menschliche Dasein von seinem Uranfang an umgeben ist; weit entfernt zu begreifen, daß gerade der Beginn und die erste Entwickelung eines jeden Lebewesens das größte Wunder und Rätsel bedeutet, hat er gefunden, daß „der Mensch mit seinen großen Gaben doch künftig höhern, höhern Ursprung haben" muß. Er stößt sich daran, daß die Natur in dieser Hinsicht für den Menschen keine anderen Gesetze geschaffen hat, als für das Tier, und trachtet diesem Mangel der Natur abzuhelfen.

Es fragt sich nun, warum gerade Homunkulus, der Sohn dieses Pedanten, der seinem Vater sehr ähnlich ist, den Führer für Faust beim Suchen der Helena abgeben muß. Die Erklärung liegt darin, daß der Weg zur gründlichen Kenntnis der griechischen Literatur zum großen Teil durch Leute vom Schlage Wagners gebahnt wurde. Die ungeheure Masse

von Kleinarbeit, welche notwendig war, um die Manuskripte aufzufinden, durchzustudieren, den Stoff zu sichten und zu klären, den inneren Zusammenhang der Werke untereinander zu entdecken, Kommentare und Erläuterungen zu verfassen, bis dieses Gebiet allgemein zugänglich geworden ist, wurde zum großen Teil von weltfremden Büchergelehrten geleistet, deren Horizont über ihre Studierstube nicht hinausreichte, und deren höchste Befriedigung darin bestand, „ein würdig Pergamen zu entrollen". Diese vielen Wagner haben den Weg zur Erkenntnis des klassischen Geistes gezeigt. Zum Auftreten in der nun folgenden klassischen Walpurgisnacht, wo Faust Helena sucht, hat sich die Gestalt des vollkommen weltfremden schwerfälligen Wagner nicht geeignet, weswegen sein Sohn, der mit dem Schulmeistergeist des Vaters einen leichten beweglichen Sinn sowie eine gewisse altkluge und vorwitzige Gewandtheit verbindet, die Rolle des Führers übernimmt.

Damit ist aber die Bedeutung der Homunkulusgestalt noch nicht erschöpft. Ähnlich wie Wagner im ersten Teil der Dichtung den Gegenspieler darstellt, fällt im zweiten Teil dem Homunkulus diese Aufgabe zu. Auch er ist ein Wesen, welches eine innere Leere empfindet und von dem Trieb beherrscht wird, diese Leere auszufüllen. Das findet seinen Ausdruck darin, daß er als noch unfertig, in einer Glasphiole schwebend vorgeführt wird. Er ist aber mit diesem Zustand nicht zufrieden, und sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, zu „entstehen", das heißt etwas aus sich zu machen. Während sich nun Faust in rastloser Betätigung über die innere Unbefriedigung hinwegzuhelfen trachtet und so stets nur aus eigener Kraft heraus an sich selbst arbeitet, verläßt sich Homunkulus auf fremden Rat und sucht, „wohin er sich am allerklügsten wende". Er ist in dieser Hinsicht der Vertreter derjenigen Menschen, welche durch die Büchergelehrsamkeit allein etwas Vollendetes werden wollen. Mephistopheles ruft ihm zu: „Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand! Willst du entstehen, entsteh' auf eigne Hand!" Er entgegnet aber altklug: „Ein guter Rat ist auch nicht zu verschmähn" und sucht weiter.

Noch in einer anderen Hinsicht bildet Homunkulus den Gegensatz zu Faust. Während sich der letztere in seinem Suchen durch nichts ablenken läßt, verliert Homunkulus sein Ziel aus den Augen; beim Anblick von Galatee erwacht in ihm die Sinnlichkeit, „das herrische Sehnen", und stürzt ihn ins Verderben. So repräsentiert er den Typus von Menschen, welche sich in der griechischen Kunst am meisten für die schlüpfrige Sinnlichkeit interessieren, und denen daher das Studium nur zum Schaden gereicht.

Hochgewölbtes enges, gotisches Zimmer, ehemals Faustens, unverändert

Vom Hof des Kaisers hat Mephistopheles den bewußtlosen Faust in sein einstiges Studierzimmer entführt, das seit seinem Verschwinden unbetreten und „unberührt" geblieben ist. Mephistopheles zieht sich hier, wie einst, Faustens Professorenmantel an und läutet. Als erster erscheint der Famulus Wagners, der über die unheimliche Erscheinung entsetzt nicht zu nahen wagt. Mephistopheles ruft ihn näher und fragt ihn in ironischer Weise aus, ob es Wagner verstanden hat, sich als der Nachfolger Fausts zur Geltung zu bringen. Der Famulus verneint es und berichtet über sein merkwürdiges Treiben in seinem Laboratorium.

Nun erscheint der ehemalige Schüler aus dem ersten Teil der Dichtung, der unterdessen Baccalaureus[1]) geworden ist. Auch er ist erstaunt über das Unerhörte, daß das Faustzimmer offen steht; er sieht aber darin die Hoffnung, daß nun alles neu wird, und an Stelle des „bisherigen Moders" sowie der „alten Bücherkrusten" die Herrschaft des freien Geistes treten wird; denn „Erfahrungswesen! Schaum und Dust! Und mit dem Geist nicht ebenbürtig". Als er Mephistopheles erkennt, erinnert er ihn an jene Zeit, wo er zum erstenmal in diesem Zimmer war, wobei er besonders betont, daß er jetzt ein anderer ist. Mephistopheles meint, das sehe man schon an seiner Haartracht, die damals einen Lockenkopf zeigte, während er jetzt einen Schwedenkopf, das heißt kurz geschnittenes Haar, trage und bald wohl „absolut", das ist mit einem Kahlkopf, nach Hause kommen werde, worauf ihn Baccalaureus aufmerksam macht, daß er sich jetzt nicht mehr „hänseln" lasse. Er spricht mit einer großen Verachtung vom Alter, weist darauf hin, daß für jeden Menschen die Welt erst von dem Augenblick an besteht, wo er sie zu begreifen anfängt, und folgert daraus, daß jede Generation das Recht hat, das Alte beiseite zu schieben und sich die Welt „frei, wie es ihr im Geiste spricht", nach den eigenen Ansichten zu gestalten.

Laboratorium.

Mephistopheles sucht Wagner auf und ist Zeuge der Entstehung des Homunkulus, welcher gleich des Mephistopheles Rat für sich in Anspruch nimmt, da er tätig sein will. Dieser verweist ihn auf Faust. Homunkulus umschwebt den letzteren, erkennt auch, daß ihn ahnungsvolle Träume umgeben, und beschließt, ihn gleich zur klassischen Walpurgisnacht zu führen, wo er die Erfüllung seiner Träume finden soll. Den über diesen Vorschlag verwunderten Mephistopheles macht er darauf aufmerksam, daß das klassische Zeitalter gerade so gut wie das romantische seine Gespenster- und Spukgestalten hat. Diese werde man in Thessalien in der zwischen

1) Ein unter dem Doktorgrad stehender akademischer Grad.

dem Peneiosfluß und der Stadt Pharsalus liegenden Ebene finden. Mephistopheles erinnert sich daran, daß bei Pharsalus wiederholt Kämpfe stattgefunden haben, und meint: auch bei den sogenannten Freiheitskämpfen handle es sich immer nur um irgendeine neue Form der Sklaverei, so daß sich der Streit ewig wiederholen muß, und die Menschen dabei gar nicht merken, daß sie nur vom Teufel geneckt werden. Homunkulus weist diese Gedanken ab und fragt Mephistopheles, ob er Faust helfen könne; sonst solle er ihm freie Hand lassen. Dieser meint, er kenne die Griechen nicht, da sie Heiden sind; er wisse nur von ihrer schlüpfrigen und heiteren Sinnlichkeit. Homunkulus meint, Mephistopheles werde in den thessalischen Hexen bekannte Gestalten finden, verabschiedet sich von Wagner, und die drei treten mit Hilfe des Zaubermantels den Weg zum Peneios an.

Klassische Walpurgisnacht.

Die klassische Walpurgisnacht, welche das Gegenstück zu der romantischen im ersten Teil der Dichtung bildet, enthält sehr verschiedenartige Szenen. Zunächst sind hier die Szenen zu erwähnen, welche den Übergang zu der sich im nachfolgenden Akt vollziehenden Vereinigung Fausts mit Helena vermitteln: in diesen erkundigt sich Faust bei den Sphinxen, bei den Nymphen, bei dem Centauer Chiron sowie bei der Seherin Manto nach dem Wege zu Helena, und Mephistopheles verschafft sich das Aussehen einer Phorkyade, der Verkörperung der Altweiberhäßlichkeit. Weiter kommen die Szenen in Betracht, wo Homunkulus in seinem Bestreben zu entstehen diesbezügliche Ratschläge sucht und mit Anaxagoras, Thales, Nereus sowie Proteus darüber unterhandelt. Andere Szenen wiederum schildern die verständnisvolle, heitere und freundliche Welt- und Lebensanschauung der Griechen, welche sich jeden Felsen und jeden Baum durch elfenartige Gottheiten, die Oreaden und Dryaden, belebt dachten; die Naturkräfte erscheinen ebenfalls als Gottheiten, so Seismos, das Erdbeben, das Anlaß gibt zu Erörterungen zwischen Anaxagoras und Thales über die Einwirkung der vulkanischen Kräfte einerseits und des Wassers andrerseits auf die Bildung der Erdoberfläche. Das freundliche Verhältnis der Menschen zueinander kommt zum Ausdruck in der Szene zwischen Nereus und seiner Lieblingstochter Galatee. Der nie ruhende Streit, welcher jede Harmonie stören muß, wird vorgeführt in dem Kampfe der Pygmäen gegen die Reiher und dem Vergeltungskampfe der Kraniche gegen die ersteren. Endlich treten eine große Menge von Gespenster- und Spukgestalten auf, welche, wie Mephistopheles schließlich auch zugibt, eine gewisse Ähnlichkeit mit den entsprechenden Schöpfungen der nordischen Volksphantasie aufweisen: So werden die thessalischen Hexen genannt und

in Erichtho vorgeführt; Manto und die Phorkyaden entsprechen den Alraunen; dämonische vampyrartige Gespenster sind die Lamien und Empuse; Wassergeister sind Psyllen und Marsen; Zwerge, Kobolde und Heinzelmännchen sind die Pygmäen und Daktylen; auch die Imsen und Myrmidonen, das sind Ameisenmenschen, spielen eine ähnliche Rolle; die Drachen endlich werden durch die Greife und Sphinxe vertreten.

Pharsalische Felder. Finsternis.

Erichtho, die thessalische Hexe, tritt auf und erinnert sich an die „sorg- und grauenvollste Nacht", welche der Schlacht bei Pharsalus zwischen Julius Cäsar und Pompejus Magnus vorausgegangen ist, und in welcher sich der letztere Rat bei ihr geholt hat; sie glaubt das Tal wieder, wie damals, von Zelten überdeckt zu sehen. Als die Mondsichel aufgeht, „verschwindet der Trug", und man sieht überall Feuer flackern, um welche Spukgestalten, „alter Tage fabelhaft Gebild, schwankt oder sitzt". Homunkulus mit seinen Begleitern erscheint wie ein Meteor in der Luft, worauf Erichtho davoneilt. Der aus der Betäubung erwachende Faust fragt gleich nach Helena; Mephistopheles schlägt vor, jeder solle für sich das, was ihn interessiert, suchen; Homunkulus verschwindet gleich, und auch Faust macht sich auf den Weg. Mephistopheles wendet sich zunächst an die Greife, welche als mürrische Sonderlinge geschildert und vom Dichter zur Satire auf damalige etymologische Studien benutzt werden. Die Greife haben das von den Imsen (Ameisenmenschen) gesammelte Gold behütet, welches ihnen aber von dem räuberischen Arimaspenvolk entrissen worden ist. Mephistopheles geht darauf unter die Sphinxe, welche ihn zunächst nach seinem Namen fragen. Er verweist auf alte englische Bühnenspiele, in welchen der Teufel als old iniquity bezeichnet vorkommt. Nun verlangt er wiederum Rätsel, worauf ihm die Sphinx ein Rätsel aufgibt, dessen Lösung das Böse ist, welches der „fromme Mann braucht", um seinen auf die Askese gerichteten Sinn betätigen und dagegen kämpfen zu können, während der „böse Mann" es braucht, um „Tolles zu vollführen." Die Greife suchen dann Mephistopheles zu vertreiben; die Sphinx nimmt sich jedoch seiner an, worauf sich die beiden gegenseitig necken. Sirenen lassen nun ihre Stimmen erschallen; die Sphinxe verspotten sie wegen ihrer Habichtskrallen, und Mephistopheles bemerkt, daß ihm ihr „Trallern" nicht zum Herzen dringt. Der jetzt herantretende Faust erkundigt sich bei den Sphinxen nach Helena, welche ihn jedoch auf Chiron, der allerdings schwer zu erreichen sei, verweisen. Die Lockungen der Sirenen beachtet Faust nicht und entfernt sich. Es fliegen nun die phantastischen Raubvögel, die Stymphaliden, vorbei, die von Herkules abgeschlagenen Köpfe der lernäischen

Schlange „ziſchen zwiſchen drein", und zum Schluß erſcheint eine Schar von Lamien, das ſind vampyrartige ſich verwandelnde Dirnengeſtalten, welche das Intereſſe des Mephiſtopheles erregen, ſo daß er ſich gleich unter ſie miſcht.

Peneios.

Fauſt erſcheint am Ufer des Peneios und trifft daſelbſt Nymphen und Schwäne, bei deren Anblick er ſich erinnert, etwas Ähnliches ſchon im Traume geſehen zu haben. Bald erſcheint der Centauer Chiron, welcher Fauſt auf ſeinen Rücken nimmt. Dieſer preiſt ihn zunächſt als den Erzieher der edelſten der Helden des Altertums; Chiron lehnt aber dies Lob ab, ebenſo wie das nachfolgende ſeiner Heilkunſt geltende und macht zum Schluß Fauſt den Vorwurf, er ſei ein Heuchler und Schmeichler. Erſt als Fauſt nach den tüchtigſten unter ſeinen Schülern fragt, wird er lebhafter und preiſt einige unter ihnen, beſonders aber Herkules, deſſen Wert kein Dichter, und deſſen Herrlichkeit kein Bildhauer würdig zum Ausdruck zu bringen vermag. Als nun Fauſt nach der ſchönſten Frau fragt, meint er, er gebe nicht gar ſo viel auf die Schönheit, welche oft kalt wirke, ſondern auf die „frohe und lebensluſtige Anmut", wie ſie in Helena verkörpert war, welche er auch einſt auf ſeinem Rücken getragen hat. Mit Rückſicht darauf, daß irgendwelche Philologen ihr damaliges Alter auf zehn Jahre berechnet haben, weiſt er darauf hin, daß dichteriſche Geſtalten an keine Zeit gebunden ſind. Als Fauſt nun in Ergüſſen ſchwärmeriſcher Bewunderung für Helena aufgeht, meint Chiron ſpöttiſch, er werde ihn zu der Seherin Manto führen, damit ſie ihn von ſeiner krankhaften Schwärmerei heile. Unterdeſſen ſind ſie dorthin gelangt, wo die Kämpfe zwiſchen Mazedonien, dem „größten Reich, das ſich im Sand verliert", und Rom abgeſpielt haben; ſie finden Manto in ihrem Tempel, welche ſich bereit erklärt, ihn zu Perſephone zu führen, damit er bei ihr die Freilaſſung der Helena erbitte.

Am oberen Peneios.

Die Szenerie iſt dieſelbe, wie bei Beginn, in den pharſaliſchen Feldern. Es tritt ein Erdbeben ein, welches die Sirenen derart erſchreckt, daß ſie zum Ägäiſchen Meere, zu dem „ſeeiſch heitern Feſte", welches dort gefeiert werden ſoll, wegfliegen. Auch die Sphinxe geraten in Unruhe, als ſie ſehen, wie Seismos, die Perſonifikation des Erdbebens, welcher einſt als Zufluchtſtätte für die von Hera verfolgte Leto die Inſel Delos entſtehen ließ, den Boden aufreißt und einen Teil desſelben wie eine Karyatide aufhebt. Seismos rühmt ſeine Verdienſte um das Entſtehen der Berge, welche am meiſten zur Schönheit der Welt beitragen. Die Ent-

stehung des Pelion, Ossa, Parnaß und Olymps, welche sonst den Titanen zugeschrieben wird, nimmt er in der Hauptsache für sich in Anspruch. Für den jetzt geschaffenen Berg ruft er „fröhliche Bewohner herbei", worauf Scharen von Imsen erscheinen, um das Gold, welches die Greife gleich in dem aufgerissenen Boden entdeckt haben, zu sammeln. Gleichzeitig finden sich auch Pygmäen und Daktyle, das sind Zwerge und Däumlinge, ein. Die Pygmäen sind die Herrscher und befehlen den anderen, auch Eisen herbeizuschaffen und Waffen zu schmieden, worauf sie zum Kampfe gegen die Reiher ausziehen, um sich ihre Federn als Helmschmuck zu erbeuten. Die Imsen und Daktyle folgen widerwillig und möchten sich lieber der Tyrannen entledigen, wozu aber die Möglichkeit noch nicht da ist. Die Kraniche des Ibykus bemerken das Hinmorden der ihnen nahverwandten Reiher und schwören den Pygmäen Rache.

Mephistopheles, welcher bis jetzt die um ihn tanzenden und vor ihm ausweichenden Lamien verfolgt hat, erscheint und lobt den Harz mit seinem Ilsenstein, der Heinrichshöhe und den Schnarcherklippen bei Elend, welche ewig fest stehen, während sich hier der Boden so leicht verändert. Die Lamien erscheinen und suchen ihn wieder nach sich zu locken. Mephistopheles bleibt zaudernd stehen, schlägt dann aber das „Gewebe der Zweifelei" nieder und stürzt sich mitten unter sie. Empuse, eine Lamie mit einem Eselskopf und Eselsfuß, welche zu dem Chor der übrigen nicht gehört, drängt sich an ihn heran, wird aber von ihm abgewehrt und von den übrigen vertrieben. Mephistopheles sucht nun einzelne der Lamien zu fangen; sie verwandeln sich jedoch bei seiner Berührung: in eine dürre Gestalt, in das Abbild der Häßlichkeit, in eine Eidechse, in einen Thyrsusstab und die letzte in einen Bovist, das ist der kugelförmige Staubpilz, welcher aufplatzt. Darauf fahren sie auseinander, umschweben ihn wie Fledermäuse und verschwinden. Mephistopheles, welcher den Weg zu den Sphinxen sucht, muß über das Geröll des neuen Berges klettern. Eine Berggottheit von den alten Felsen des Pindusgebirges ruft ihn an, gibt der Verachtung gegenüber dem neuen Berg, „dem Gebild des Wahns", Ausdruck. Nun erscheint Homunkulus, welcher zwei Philosophen auf der Spur ist und sich bei ihnen Rat bezüglich seiner Entstehung holen will. Die beiden Philosophen treten auf; Anaxagoras verweist auf den neuentstandenen Berg, um die Richtigkeit des Vulkanismus zu beweisen. Thales muß das Vorhandensein des Berges zugeben, weiter gibt er aber nichts zu und bricht den Streit ab. Anaxagoras bemerkt Homunkulus und meint unter Hinweis auf die Pygmäen, Imsen und Daktyle, die sich seiner Gunst erfreuen, Homunkulus würde sich als ihr König eignen. Thales

ist der entgegengesetzten Meinung und verweist auf die Kraniche, welche sich in großer Schar nähern und für die Pygmäen eine Gefahr bedeuten. Im nächsten Augenblick stürzen sich die Kraniche auf die Pygmäen und stechen sie mit ihren Schnäbeln nieder. Die Imsen und Daktyle verstecken sich. Anaxagoras wendet sich um Hilfe für die Pygmäen an die „Dreinamig-Dreigestaltete", welche als Hekate unter der Erde, als Diana auf der Erde und als Luna in den Lüften thront. Entsprechend der Sage, daß die thessalischen Hexen den Mond auf die Erde herabzuziehen verstanden, sieht er, wie der Mond sich der Erde immer mehr nähert, so daß er selbst in Furcht gerät, derselbe werde „Land und Meer zugrunde richten". Auf einmal reißt sich ein Teil des Mondes los, und eine Steinmasse ergießt sich nach Art eines Bergsturzes unter „Geprassel, Zischen, Donnern und Windgetüm" nieder und verschüttet die Kraniche samt den Pygmäen. Thales verwahrt sich noch immer gegen Konzessionen Anaxagoras gegenüber, muß aber doch gestehen, daß die Vorgänge vom Standpunkt seiner Theorie aus unbegreiflich sind. Homunkulus hat die vom Mond stürzende Felsmasse bemerkt und stellt fest, daß der Berg dadurch eine Spitze bekommen hat. Thales bleibt bei seiner Ansicht, daß solche Dinge nur „gedacht" werden können, in Wirklichkeit aber nicht vorkommen, und beschließt, zum „heitern Meeresfeste" am Strande des Ägäischen Meeres zu gehen; Homunkulus schließt sich ihm an.

Mephistopheles, welcher sich auf Oreas' Einladung dem alten Felsen zugewendet hatte, erscheint wieder und gibt seinem Mißfallen über die alten Eichen Ausdruck, worauf ihn Dryas zurechtweist. Er entschuldigt sich und fragt, was für Gestalten das sind, die er in einer Höhle hingekauert sieht. Als er hört, daß es die Phorkyaden sind, geht er unter sie, erwirbt sich durch Schmeicheleien ihre Gunst und bittet sie: so wie sie sich alle zusammen mit einem Zahn und mit einem Auge behelfen können, geradeso sich für einige Zeit mit zwei Gestalten zu behelfen und die dritte ihm zu überlassen. Sie sind dazu bereit, und Mephistopheles nimmt die Gestalt einer Phorkyas an.

Felsbuchten des Ägäischen Meeres.

Die zweite Hälfte der klassischen Walpurgisnacht spielt in den vom hellen Mondschein erleuchteten Felsbuchten des Ägäischen Meeres, wohin sich die Sirenen und Thales mit Homunkulus bereits begeben haben. Die Sirenen besingen den Mond. Nereiden, das sind Meerjungfrauen, und Tritonen, Söhne des Poseidon, halb Fisch-, halb Menschengestalten, schwimmen heran und fordern die Sirenen auf, noch lauter zu singen, um die Meeresbewohner, das „Volk der Tiefe", herbeizulocken, welche sich

vor dem Sturm in den „stillsten Gründen“ versteckt halten. Den reichen Schmuck, mit welchem sie behängt sind, verdanken sie ganz den Sirenen, da die letzteren durch ihren Gesang Schiffe heranlocken, welche zwischen den Klippen dann scheitern müssen. Die Sirenen weisen auf das harmlose und leidenschaftslose Dasein der Fische hin und versuchen ihre Verführungskünste an den Tritonen, indem sie diese auffordern zu zeigen, daß sie „mehr als Fische“ sind. Die Tritonen mißverstehen die Aufforderung und beschließen, den „vollgültigsten Beweis, daß sie mehr als Fische sind,“ dadurch zu erbringen, daß sie nach Samothrace zu den Kabiren schwimmen, um von dort aus das Meeresfest anzuführen. Sie machen sich sofort samt den Nereiden auf den Weg und „fort sind sie im Nu!“ Die Kabiren sind menschenfreundliche Gottheiten, ähnlich den Kobolden und Gnomen, welche auf Samothrace verehrt wurden. Sie werden ähnlich charakterisiert wie Homunkulus: „Götter, die sich immerfort selbst erzeugen (das heißt: an sich selbst arbeiten) und niemals wissen, was sie sind (das heißt: mit ihrer Selbsterziehung zu keinem Ende kommen). Doch alle noch nicht fertig. Diese Unvergleichlichen wollen immer weiter, sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen.“

Diese kurze Charakteristik gehört unter die prägnantesten Stellen der Faustdichtung. Sie enthält einen scharfen Spott über gewisse Bestrebungen der Menschen, welche zwar in dem Idealismus ihren Grund haben, jedoch kleinlich und verfehlt erscheinen. Es ist nicht leicht, den Gedankengehalt dieser wenigen Worte zu ergründen und zu erschöpfen. Im Anhang zum zweiten Akt wird versucht werden, diese Fragen etwas näher zu beleuchten.

Unterdessen erscheinen Thales und Homunkulus. Thales beabsichtigt, den letzteren zu Nereus zu führen, der zwar griesgrämlich ist, aber in die Zukunft sehen kann und im Grunde wohlwollenden Sinnes ist. Als Nereus Menschenstimmen hört, ist er gleich verstimmt, da er mit Menschen schlechte Erfahrungen gemacht hat, indem er seine wohlmeinenden Ratschläge an sie unnütz verschleudert hat. Thales eröffnet ihm, daß Homunkulus ihn um seinen Rat bitten möchte. Nereus wird unwillig bei der Erinnerung, wie oft schon Menschen seinen Rat mißachtet haben, zum Beispiel Paris und Odysseus. Thales versucht es noch einmal mit seiner Bitte; Nereus weist aber alles ab, da er sich die Stimmung nicht verderben will. Denn heute wird er seine Töchter, die Doriden, und die schönste von ihnen, Galatee, sehen. Dabei geht dem alten Mann das Herz auf, und er weidet sich in seiner Vaterfreude an der Schilderung ihrer Schönheit und Anmut. Den Rat für Homunkulus sollen sie sich bei Proteus holen, der am besten wisse, wie man sich verwandeln kann.

Thales bemerkt, daß es sehr schwer sein wird, Proteus, welcher sich fort verwandelt und zum Schluß auch nur unbefriedigende Auskünfte gibt, zu finden. Trotzdem machen sich beide auf den Weg, um ihn zu suchen.

Inzwischen haben die Sirenen den von Samothrace kommenden Festzug erblickt. An der Spitze schwimmen die Nereiden und Tritonen; sie bringen auf dem Schild der in eine Riesenschildkröte verwandelten Nymphe Chelone die Kabiren und fordern die Sirenen auf, dieselben zu besingen. Diese feiern die Kabiren als die Retter der Schiffbrüchigen, wobei sie ihre eigene Böswilligkeit den letzteren gegenüber selbst zugeben: „Wir stehen euch nach." In den folgenden Versen geben die Tritonen in einer tölpelhaft geschwätzigen und unklaren Weise eine Charakteristik der Kabiren, welche die Achtung vor denselben einigermaßen herabsetzt, so daß sich die Sirenen veranlaßt sehen, sich wegen ihres früheren Lobgesanges auf dieselben gewissermaßen zu entschuldigen, indem sie meinen: sie seien gewohnt, jeden beliebigen zu besingen, gleichgiltig, wer es auch sei; wenn es sich nur lohne. Und als sich die Nereiden und Tritonen rühmen, daß sie das Fest aufführen, vergleichen die Sirenen dieselben ironisch mit den Argonauten, welche nur das „goldene Vließ erlangt", während die Tritonen es bis zu den Kabiren gebracht hätten. Die Tritonen merken den Spott nicht, geradeso wie sie am Anfang den Verführungsversuch nicht verstanden hatten, und wiederholen den Gesang der Sirenen „als Allgesang". Homunkulus, der ihre geistige Schwerfälligkeit bemerkt hat, meint, daß sich „die Ungestalten" neben seiner Glasphiole wie „irdenschlechte Töpfe" ausnehmen; sie verstehen es aber, sich in den Vordergrund zu drängen und die allgemeine Aufmerksamkeit sowie das Interesse selbst der intelligenten Menschen auf sich zu lenken. Thales antwortet, man begehre eben in der Welt mehr das Auffallende, selbst wenn es minderwertig ist, als das Gediegene, geradeso wie bei mancher Münze der Rost mehr beachtet wird, als der wirkliche Wert derselben. Unterdessen hat sich unbemerkt Proteus genähert, welcher die beiden mit seinen Verwandlungskünsten neckt, bis Thales, der seine Neugier kennt, den Homunkulus verhüllt und dadurch Proteus veranlaßt, als Mensch zu erscheinen. Thales bringt nun die Bitte des Homunkulus vor; Proteus gibt ihm jedoch einen ganz allgemeinen, daher ziemlich nichtssagenden Rat, er solle zuerst „Kleinstes verschlingen" und dann nach und nach Größeres in sich aufnehmen, so werde er sich „zu höherem Vollbringen bilden."

Unterdessen sind die Nereiden und Tritonen vorbeigeschwommen, und auf allerlei Phantasietieren reitend nähern sich die Telchinen von Rhodus, das sind Wassergötter und gleichzeitig kunstreiche Metallbildner, welche den

Koloß von Rhodus und die Riesenstatue des Sonnengottes Helios errichtet haben. Sie führen den Dreizack Neptuns mit sich, um gegen Sturm, wobei alles, was auf dem Meere schwimmt, von diesem verschlungen wird, gesichert zu sein. Die Sirenen begrüßen die Heliosverehrer. Die Telchinen preisen Rhodus, wo dem Bruder der Luna (der Sonne) ein ewiger Lobgesang entgegentönt; wo in der überaus reinen Luft der „feurige Strahlenblick“ besonders herrlich wirkt, wobei er die Hunderte der ihm aufgestellten Bildsäulen sieht, darunter vor allem die ihn als „milden Jüngling“ darstellende Riesenstatue. Proteus erklärt ihren Gesang als leere Prahlerei und ihre Erzgießerarbeiten als nichtig, zumal da die Riesenstatuen durch Erdbeben umgestürzt und dann eingeschmolzen worden seien. Darauf verwandelt er sich in einen Delphin und fordert Homunkulus auf, sich mit ihm auf das Meer zu wagen. Thales rät dem letzteren ebenfalls dazu; er solle mit seiner Entstehung ganz von vorn beginnen und sich nach und nach auf die Höhe des jetzigen Menschen bringen; Proteus rät ihm, auf den Übergang zum Menschen wegen seiner Wertlosigkeit ganz zu verzichten, was aber Thales nicht als allgemein gelten läßt. Nun erscheint eine Schar von Tauben am Himmel, welche der hinzutretende Nereus sofort als die Begleiterinnen seiner Tochter Galatee, welche in Paphos auf Cypern als Nachfolgerin der Kypris göttlich verehrt wird, erkennt. Thales, welcher bemerkt, wie stolz Nereus auf seine Lieblingstochter ist, stimmt zu, daß es für einen „wackern Mann“ eine Freude sein muß, wenn sich eine solche Heiligenverehrung an irgendeiner Stelle, wie in einem „stillen warmen Neste“, dauernd lebendig hält.

Nun folgen in dem Festzuge die Psyllen und Marsen, ebenfalls auf Phantasietieren reitend. Diese gelten sonst als eigene Volksstämme; hier werden sie als Wassergeister aufgeführt, welche auf Cypern hausen und unbekümmert um die Stürme, welche teils die Naturkräfte, teils die Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond über die Insel gebracht haben, den Muschelwagen der Kypris und Galatee, geradeso wie in den ältesten Tagen, behüten und jetzt „die lieblichste Herrin“ heranführen. Es nähert sich nun schon der Muschelwagen, umschwärmt teils von Nereiden, derben lebhaften Frauengestalten mit selbstbewußtem Auftreten, welche zum Teil auch schon mit den Tritonen, zu welchen sie gut passen, an der Spitze des Zuges geschwommen sind, teils von den Doriden, deren zarte Anmut und ernst würdiges, Verehrung gebietendes Wesen in Galatee am schönsten und höchsten zum Ausdruck kommt. Als die Doriden auf ihren Delphinen an Nereus vorbeiziehen, zeigen sie ihm Jünglinge, welche sie aus Schiffbrüchen gerettet haben und sich zu Gatten erwählen wollen. Nereus ist

damit zufrieden, macht sie aber auf die Unbeständigkeit der Liebe aufmerksam, worauf die Doriden von ihrem Entschluß abstehen, da sie nur „ewige Treue begehren". Die Jünglinge machen sich nichts daraus, wenn man sie nur weiterhin so gut behandeln werde.

Und nun kommt endlich der Augenblick, welchen das Vaterherz des alten Nereus schon lange ersehnt, und voll Freude begrüßt er die herannahende Tochter. Auch sie möchte bei dem Vater verweilen, um ihr Glück länger zu genießen; die Delphine lassen sich jedoch nicht halten: „Was kümmert sie die innere herzliche Regung!" Lange blickt Nereus dem langen Festzuge nach, aus welchem ihm der Muschelthron hervorleuchtend die Stelle verrät, wo sein Liebling gerade weilt. Überwältigt von dem Anblick all der Herrlichkeit bricht Thales in einen Lobgesang auf das Wasser, den Ursprung und Erhalter alles Lebens, aus.

Auch Homunkulus ist von dem Eindruck hingerissen, und es erwacht in ihm „das herrische Sehnen", die sinnliche Leidenschaft. Er eilt der Muschel Galatees nach und schwebt um dieselbe herum, während es in ihm „bald mächtig, bald lieblich, bald süße lodert." Aber sein Schicksal ereilt ihn, er zerschellt „am glänzenden Thron", und sein Feuer „flammt und blitzt" zum letztenmal auf, so daß „rings alles vom Feuer umronnen" ist, und dieser Schein von den schwankenden Wellen tausendfach widergespiegelt wird. Dieses Aufflammen mag wohl allegorisch die dem Untergang so manchen in Leidenschaft entbrannten Jünglings, der sich in das Schlüpfrige gewagt hat, vorausgehende in Saus und Braus glänzend verlebte kurze Zeitperiode bedeuten. Die Sirenen weiden sich an diesem hellen Schein, und unbekümmert um das Schicksal des Homunkulus, wünschen sie sich eine recht häufige Wiederholung dieses „seltenen Abenteuers: So herrsche denn Eros, der alles begonnen!" Sie preisen das Feuer und das Wasser, was in diesem Zusammenhang wohl die Leidenschaft und das Schlüpfrige bedeutet.

Ein allgemeiner Lobgesang auf die „Elemente alle vier" beschließt das lebensvolle und farbenprächtige Bild der klassischen Walpurgisnacht.

Anhang.

Die merkwürdige Charakteristik der Kabiren verdient, daß man noch einen genaueren Blick auf diese sonderbaren Wesen wirft, welche von idealen und edlen Motiven geleitet, unzweifelhaft dem Trieb nach oben folgen und in diesem Sinne an sich selbst arbeiten. Dabei erscheinen sie aber doch nur als kleinlich und provozieren durch den Eindruck ihres Auftretens eine gewisse geringschätzige Ablehnung seitens der Umgebung.

Auch den idealsten Bestrebungen der Menschen sind gewisse Grenzen gezogen; und wer sich dessen nicht bewußt bleibt, der erfährt es sehr bald an sich selbst, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Wer sich selbst als ein nur geistiges Wesen auffaßt und auf das Physische seiner selbst vergißt, verfällt sehr bald in das Absonderliche. Dasselbe geschieht auch, wenn man bei der Beurteilung anderer vergißt, daß dieselben an die den Menschen von der Natur gesetzten Grenzen gebunden sind, und Anforderungen an sie stellt, welche den Menschen unerreichbar sind. Einige Beispiele aus der Wirklichkeit werden dieses Problem am besten klären. Es gibt Idealisten, welche in den Tieren gleichberechtigte Wesen sehen und das Töten der Tiere dem Menschenmord gleichsetzen. Es wäre unzweifelhaft sehr schön, wenn man diesen Grundsatz verwirklichen könnte, geradeso wie es herrlich wäre, wenn der Mensch Speise und Trank nicht nötig hätte und sich ganz den geistigen Interessen widmen könnte. Daß dem in der Wirklichkeit nicht so ist; daß der Mensch sehr viele Bedürfnisse hat, welche er nur durch das Ausnutzen und Töten der Tierwelt befriedigen kann, ist keine menschliche Einrichtung. Das haben andere Mächte so geordnet, welchen der Mensch ohnmächtig gegenübersteht. Wenn man zum Beispiel das Abschießen des Wildes, welches schon als ein überflüssiges Luxusmorden erscheinen mag, verbieten wollte, würden viele Menschen ihre Felder und Gemüsegärten nur für diese Tiere anbauen und könnten selber verhungern. Wenn also manche Menschen bei dem Töten der Tiere Gewissensbisse haben und es daher verbieten wollen, so kann man über sie nur sagen, daß ihre Bestrebungen den Einrichtungen der Natur zuwiderlaufen und daher vollkommen undurchführbar sind. Woran der Mensch nicht schuld ist, darüber braucht er keine Gewissensbisse zu empfinden; und wenn er es doch tut, so ist sein Gewissen krankhaft empfindlich. Was man den Tieren unbedingt schuldig ist, ist eine gute Behandlung und das Ersparen jeder Qual. Aber weiter reicht die menschliche Macht nicht; sie zu gleichberechtigten Wesen erheben zu wollen, geht über das Menschenmögliche hinaus. Was die Natur unterlassen hat, kann der Mensch nicht nachtragen. Die Natur korrigieren zu wollen, ist aber ein krankhaftes und überspanntes Ideal, eine Sehnsucht und ein Hunger nach unerreichbaren Dingen.

Diese Kabirendenkweise zeigt sich aber auch noch in anderen, und zwar mit weit unheilvolleren Wirkungen verbundenen Auffassungen. Seltene Naturgaben, welche für das menschliche Dasein von der größten Bedeutung sein könnten, werden sehr oft durch eine kleinliche und verfehlte Beurteilung ihrer Wirkung beraubt und auf diese Weise unnütz vergeudet. Es handelt

sich hier um das Genie, diese edle Himmelsgabe, welche nicht allein berufen ist, den Geist der Menschen zu erleuchten, sondern auch das materielle Dasein derselben nach hohen weitblickenden Grundsätzen zu ordnen und zu leiten. Wie wird aber das Genie sehr oft behandelt! Es gibt sehr viele Menschen, welche von dem Genie eine derart überspannt hohe Auffassung haben, daß sie einen Menschen nur so lange als Genie gelten lassen, solange sie ihn nicht näher kennen, solange sie in seine Gedankenwelt keinen Einblick haben, kurz solange der Betreffende in ihrer Vorstellung kein materieller Mensch, sondern ein Phantasiegebilde ist. Sobald man jedoch an ihm menschliche Schwächen entdeckt und der ihm, wie allen Menschen, von der Natur gezogenen Grenzen gewahr wird, ist es mit der Anerkennung und Achtung zu Ende. Gleich will man sich von solchen Menschen nicht mehr beeinflussen und leiten lassen. Im Gegenteil, man unterwirft sie einer derart kleinlichen und scharfen Kritik, daß sie oft genug selbst unter das Niveau der Durchschnittsmenschen heruntergezerrt werden. Auch das ist Kabirendenkweise, welche die Ausgeburten einer krankhaft überspannten und zimperlichen Phantasie mit der materiellen Wirklichkeit und mit dem, was in dieser Welt überhaupt möglich und unmöglich ist, nicht in Einklang bringen kann. Wenn in einem Volke dieser Geist einreißt, dann sieht man sehr bald ein Schauspiel, wie es trauriger nicht sein kann. Die großen Männer, welche dazu da sind, damit sich die ganze Nation um sie einigt, werden mißachtet und heruntergezerrt. Und da die großen Männer das Wesen der Nation gewissermaßen in sich verkörpern und versinnbildlichen, so setzt man durch eine solche Handlungsweise sein eigenes Volk herunter und schändet sich dadurch selbst. Wieviele Deutsche hören mit innerer Befriedigung zu, wenn dem größten Sohn, welchen ihr Volk hervorgebracht hat, Doktor Martin Luther, alle Schwächen, die er gehabt hat, nachgezählt werden, und sind damit einverstanden, wenn ihm auf diese Weise nachgewiesen wird, daß er auch nicht besser war, als jeder erste beste andere. Und wie erbärmlich wirkt es, wenn man sehen muß, wie sich das deutsche Volk immer mehr daran gewöhnt, an seinem großen Kanzler, der durch sein überlegenes Genie ein Reich zusammengeschweißt und zusammengeschmiedet hat, so fest, daß es die ungeheuere Belastungsprobe einer langjährigen verfehlten Regierung und des Weltkrieges ausgehalten hat, kleinlich und gehässig herumzumäkeln, weil auch er Schwächen hatte, weil auch er Fehler begangen hat und weil auch er seine großen Ziele durch Kriege erreicht hat, als ob es für ihn einen anderen Weg überhaupt gegeben hätte. Solcher Beispiele könnte man eine Unzahl anführen. Sie alle beweisen die übermäßige Ausbreitung

des Kabirengeistes, welcher, anstatt die Großtaten der bedeutenden Männer zu verstehen und durch kraftvolle Mitwirkung weiter auszubauen, es vorzieht, sich selber mit Skrupeln und Bedenken die freie Bahn vor sich zu verbarrikadieren und als „sehnsuchtsvoller Hungerleider nach dem Unerreichlichen" die Schöpfungen der Großen zu zermürben und zu zersetzen.

Dritter Akt.

Der dritte Akt, welcher in geistiger Hinsicht in der Vereinigung von Faust und Helena allegorisch den Einfluß darstellt, welchen die griechische Kultur zur Zeit des Humanismus über die deutsche Geisteswelt gewonnen und seitdem bis in die neueste Zeit behalten hat, stützt sich in bezug auf die äußere Handlung auf eine geschichtliche Berührung der beiden Völker untereinander. Nach den Kreuzzügen nämlich ist ein Teil der deutschen Ritter nicht in die Heimat zurückgekehrt, sondern hat sich in fremden Ländern, besonders in Griechenland festgesetzt und für eine kurze Zeit das deutsche Wesen hierher verpflanzt; in den griechischen Gebirgen sind deutsche Burgen entstanden, und der Glanz des deutschen Rittertums hat sich, allerdings nur ganz vorübergehend, über den Glanzstätten der antiken Kultur ausgebreitet. Als ein solcher Ritter tritt nun Faust im dritten Akt auf, und in einer kühnen sich über Jahrtausende hinwegsetzenden Phantasie wird ihm die gerade von Troja zurückgekehrte Helena von Mephistopheles zugeführt. Auffallend ist nun, daß zwischen dieser Darstellung und dem vorigen Akt, welche innerlich so innig zusammengehören, daß sie ein untrennbares Ganze bilden, der äußere Zusammenhang vollständig unterbrochen ist; denn nach der Szene mit Manto sollte man erwarten, daß Faust Helena in ähnlicher Weise, wie einst Orpheus Eurydice, auf die Oberwelt heraufführen wird. Diese äußerliche Disharmonie erklärt sich daraus, daß dieser Akt ursprünglich als eine selbständige Dichtung mit der Überschrift: „Helena, eine klassisch-romantische Phantasmagorie" entstanden ist und dann als fertiges Ganze der Faustdichtung einverleibt wurde. Mit Rücksicht darauf, daß der äußere Zusammenhang zwischen den einzelnen symbolischen Bildern, aus welchen die Faustdichtung zusammengesetzt ist, völlig nebensächlich ist, erscheint diese Unterbrechung des Zusammenhanges als eine an und für sich geringfügige poetische Lizenz.

Außer dem bereits erwähnten geschichtlichen Hintergrund finden sich in dem dritten Akt noch andere Anspielungen auf die Geschichte Griechenlands. Zunächst finden sich Andeutungen der Völkerwanderung, in deren Verlauf germanische Völker auch nach Griechenland gedrungen sind. Merkwürdigerweise erscheinen in der Dichtung diese letztgenannte Zeitepoche und

die Zeit des Rittertums, zwischen welchen in Wirklichkeit mehrere Jahrhunderte lagen, durcheinandergemengt. So sagt der Turmwächter Lynceus: „Von Osten kamen wir heran, und um den Westen war's getan." Das bezieht sich darauf, daß dem Ansturm der aus Südrußland vordringenden Germanenvölker Westeuropa erliegen mußte. Weiter erwähnt Faust in seiner Ansprache an die Heerführer: „Ihr Nordens jugendliche Blüten, ihr Ostens blumenreiche Kraft." Dann nennt er den Germanen und Goten, die als Vertreter der Völkerwanderung aufzufassen sind, neben den Franken, Sachsen und Normannen, welche das Heer der Kreuzzüge repräsentieren. Am Ende des Aktes finden sich wiederum Andeutungen auf die Freiheitskämpfe der Griechen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Neben den geschichtlichen Anspielungen finden sich weiter geographische und landschaftliche Schilderungen des Peloponnes, „der Nichtinsel", sowie auch Bilder, welche die im Gebirge dem Hirtenstand angehörende, in den Ebenen den Landbau treibende Bevölkerung dieser Gegenden darstellen. So sieht man das Schicksal dieses Volkes vom Altertum bis in die Neuzeit hinein an sich vorüberziehen; des Volkes, welches in seiner Glanzzeit die höchsten Höhen der schaffenden geistigen Kraft erstiegen hat, und dessen Kultur so machtvoll entwickelt war, daß deren Überbleibsel imstande waren, in die empfängliche Seele des deutschen Volkes versenkt, eine neue nicht minder mächtige Kulturepoche vorzubereiten. Dann sieht man, wie dies Volk herabgedrückt wurde auf die Stufe einer harmlos in den Tag hinein lebenden, in den kleinlichen Alltagsaufgaben eines bedeutungslosen Daseins aufgehenden Landbevölkerung, welcher man nur nachrühmen kann, daß sie in ihrer Tätigkeit ganz aufgeht, „ein jeder ist an seinem Platz unsterblich," und sich dabei gesund und zufrieden sowie körperlich kraftvoll und göttergleich schön erhalten hat.

Vor dem Palaste des Menelaos zu Sparta.

Helena mit einem Chor gefangener Trojanerinnen tritt auf und begrüßt ihr Vaterhaus, in welchem sie einst mit ihren Geschwistern „fröhlich spielend" aufgewachsen ist, dann Menelaos kennen gelernt hat, und von wo sie durch Paris räuberisch entführt worden ist; der Chor feiert ihre Schönheit. Helena spricht nun ihre Besorgnisse über ihr bevorstehendes Schicksal aus, welche das Benehmen und die Anordnungen des Menelaos in ihr wecken. Der Chor fordert Helena auf, sich mit den reichen Schätzen, die hier aufbewahrt liegen, zu schmücken und getrost der Zukunft entgegenzusehen. Helena begibt sich in den Palast, kehrt aber gleich darauf zurück und schildert das Entsetzen, welches sie ergriffen hat, als sie am Herd des menschenleeren Palastes die Phorkyas (Mephistopheles) gefunden, welche

ihr den Eintritt in die inneren Gemächer verwehrt hat. Phorkyas erscheint in der Tür, und die gefangenen Trojanerinnen vergleichen das Entsetzliche dieses Anblickes mit den Schrecken der Eroberung von Troja. Phorkyas beschuldigt sie als Antwort der Schamlosigkeit und Frechheit. Helena weist Phorkyas zurecht und droht ihr mit Strafe, worauf sich diese bereit erklärt, von ihrem Posten als Schaffnerin zurückzutreten; sie bittet um Schutz gegenüber den Trojanerinnen, worauf ein Streit zwischen diesen und der Phorkyas ausbricht. Helena verbietet den Streit, welcher sie selbst so aufgeregt hat, daß die quälenden Bilder ihrer Vergangenheit anfangen, vor ihr aufzutauchen, und ihr den Tod wünschenswert erscheinen lassen; Phorkyas solle nun ein beruhigendes „verständiges" Wort reden. Statt dessen wühlt Phorkyas die Erinnerungen noch stärker auf, so daß Helena zum Schluß bewußtlos niedersinkt. Als sie sich wieder erholt hat, möchte sie sich am liebsten der Ruhe hingeben; aber sie ermannt sich und ordnet die Vorbereitungen zum Opferfeste an. Phorkyas eröffnet nun der Königin, daß sie selbst zum Opfer ausersehen sei, während ihre Begleiterinnen den Tod durch Erhängen erleiden sollen. Um das durch diese Worte hervorgerufene Entsetzen noch zu steigern, läßt Phorkyas die Vorbereitungen zum Opfer ausführen. Die Chorführerin wendet sich an Phorkyas mit der Bitte um Rettung, welcher sich der Chor und dann auch Helena anschließen. Phorkyas beginnt nun auf das Folgende vorzubereiten, indem sie darauf hinweist, daß derjenige, der lange von seinem Wohnsitz fernbleibt, wie es Menelaos getan hat, bei seiner Rückkehr zu seiner Überraschung vieles geändert vorfindet. So habe sich in den Tälern des Taygetosgebirges ein fremdes Volk angesiedelt und dort Burgen erbaut. Es seien zwar Barbaren, aber nicht so grausam, wie sich die Griechen im Kampfe zeigen, und dabei von großmütiger Denkweise, welcher man vertrauen könne. Phorkyas erinnert noch an die Grausamkeit des Menelaos Deiphobus gegenüber, was Helena endlich zu dem Entschluß bringt, zu fliehen, wenn es sie auch eine größere Überwindung koste, als jemand glauben würde. Während der Chor seiner Befriedigung über die Rettung Ausdruck gibt, wird alles von dichten Nebeln eingeschlossen; und als sich diese verziehen, finden sich alle im Innern einer Burg.

Innerer Burghof.

Helena ruft zuerst nach Phorkyas, welche verschwunden ist. Unterdessen hat man aber die Angekommenen bemerkt, und ein Zug von Pagen bereitet rasch einen feierlichen Empfang, worauf Faust, vom Chor bewundert, herankommt, um Helena zu begrüßen. Er führt den Turmwächter Lynceus gefesselt herbei, welcher wegen seiner Pflichtvergessenheit,

weil er die Ankunft der Fremden nicht rechtzeitig gemeldet hat, das Leben verwirkt hat. Helena fordert Lynceus auf, sich zu rechtfertigen. Dieser berichtet, er habe im Süden eine Lichterscheinung, wie die aufgehende Sonne, bemerkt; und während er sie beobachtete, seien die Nebel verschwunden, Helena sei sichtbar geworden und habe ihn durch ihre Schönheit so verwirrt, daß er seine Pflicht vergessen habe. Helena klagt über ihr Schicksal, daß sie überall alle Männer verwirren und verführen muß, und spricht Lynceus frei von Schuld. Faust bekennt sich als ebenfalls von ihr gefangen und erklärt sie als seine Herrin, welcher er sich und all das Seine zu Füßen legt. Lynceus schildert nun, wie die von Osten hereinbrechenden Germanenscharen sich unter Kämpfen den Weg ins Land gebahnt haben, und wie er immer darauf bedacht war, Schätze zu erbeuten, so daß er große Kostbarkeiten angehäuft habe. Diese weiht er sämtlich Helena, welche ihn mit einem heiteren Blick dafür belohnen möge. Faust befiehlt ihm, seine Schätze wegzutragen und die ganze Burg mit einer bisher „ungesehenen Pracht" einzurichten. Helena bittet Faust, den Platz zu ihrer Seite einzunehmen, worauf er ihr huldigt und sie seiner Ergebenheit versichert. Helena drückt ihr Erstaunen aus über die züchtige und eine tiefe Verehrung atmende Ausdrucksweise des Turmwächters, welche einen wohltuenden Eindruck auf sie gemacht habe. Unter liebeglühenden Wechselreden genießen Faust und Helena ihr Glück, während der Chor das Verhalten der letzteren in mißgünstiger Weise deutet und kritisiert.

An dieser Szene wirkt es befremdend, daß ein Mann in einer untergeordneten Stellung wie Lynceus sich erlauben darf, sich derart in die Angelegenheiten seiner Herrschaft einzumischen, und es wagen kann, Helena seine Huldigungen wie ein Gleichgestellter darzubringen. Die Erklärung dieses eigentümlichen Verhältnisses ist ziemlich naheliegend und für die Eigenart des deutschen Volkes bezeichnend. So hoch das griechische Volk auch in seinen Auffassungen des menschlichen Daseins emporgestiegen war: in einer Hinsicht ist es doch nur auf einer unzureichenden Stufe stehen geblieben, nämlich in der Auffassung des weiblichen Geschlechts. Dessen sind sich die Griechen nicht bewußt geworden, daß auch in der weiblichen Seele Kräfte schlummern, welche imstande sind, an den Kulturbestrebungen des Mannes mitzuwirken; daß diese Kräfte zwar anders geartet sind als bei dem Mann, daß sie aber eine notwendige Ergänzung des Männerwesens bilden und einen läuternden Einfluß auf dasselbe ausüben können. Während das Männerwesen von einem stürmenden Trieb beherrscht wird, welcher der menschlichen Betätigung stetig neue Bahnen zu brechen trachtet und

gegen die äußeren Gefahren kämpft, dabei aber oft in Rücksichtslosigkeit ausartet und dann selber die edlen und zarten Triebe der menschlichen Seele gefährdet, wohnt der weiblichen Seele der auf die Erhaltung des Vorhandenen gerichtete Trieb inne sowie die Erkenntnis, daß auch in dem Schwachen viel Edles enthalten ist, was nur der Pflege und Förderung bedarf, um sich zu entfalten und sich dann, ebenso wie die ungestüme Kraft, zum Wohl der Menschheit zu betätigen. Diese Auffassung war den alten Griechen noch fremd, und sie schätzten daher den Einfluß des Weiblichen auf die Geisteswelt sehr gering ein. Sie betrachteten das weibliche Geschlecht vorwiegend mit den Augen der Faune und Satyrn und wiesen ihm eine dementsprechende Stellung in der menschlichen Gesellschaft an.

Ganz anders waren die Deutschen. Selbst in den Zeiten, wo sie als Urvolk noch jeder Kultur fremd waren, hatten sie eine tiefe Achtung vor dem weiblichen Geschlecht. Sie sahen in ihrem Wesen etwas Geheimnisvolles; das heißt: sie fühlten die Macht der im Weiblichen schlummernden Kräfte, wenn sie sich auch noch keine klare verstandesmäßige Vorstellung über dieselben bilden konnten. Sie holten, wie Tacitus bezeugt, bei wichtigen Entscheidungen sogar ihre Ratschläge ein. Noch mehr hob sich dann bei den Deutschen die Stellung der Frau, als das Christentum seinen veredelnden Einfluß geltend machte, was in der Blütezeit des Rittertums in dem Minnedienst einen würdigen und edlen Ausdruck fand. Diese hohen Auffassungen waren somit nicht etwa ein Kulturprodukt, sondern sie waren schon in der Natur und dem Wesen des Urvolkes begründet in einer Zeit, wo die Deutschen überhaupt noch keine Kultur hatten. Dieser Gedanke kommt in der Huldigung des Lynceus, des schlichten Mannes aus dem Volke, zum Ausdruck.

Aber noch ein anderer Grundzug der deutschen Naturanlage spiegelt sich in dem Benehmen desselben. Dem innersten Wesen der Deutschen ist der Neid und Haß der niederen Volksschichten den höheren gegenüber vollkommen fremd. Der einfache Mann fühlt sich auf seiner Stufe ganz zufrieden und wahrt sich sein Selbstgefühl; in den Angehörigen der höheren Schichten sieht er keine Feinde und beneidet sie auch nicht. Wenn er zu ihnen in einem Dienstverhältnis steht, so faßt er es aufrichtig und treu auf. Das zeigen schon die alten Sagen. Anders verhalten sich die Völker, bei welchen der Neid und der Haß eine Rolle spielen. Da sind die Leute in dienenden Stellungen in der Regel die versteckten Feinde ihrer Herren und sind jederzeit bereit, sie zu verraten oder etwas zu unternehmen, was zu deren Nachteil ist. Solche Leute muß man durch Härte

und Rücksichtslosigkeit niederhalten und jeden Versuch ihrerseits, den Dienstherren menschlich näher zu treten, konsequent unterdrücken, da ein solcher immer nur von einem falschen und feindseligen Geist getragen ist. Ganz anders ist es bei den Deutschen; hier kann man sich ruhig auf ein Hervortreten des Gemütes einlassen und auch dem Mann in untergeordneter Stellung eine gewisse Freiheit der Rede zugestehen; das Verhältnis wird dadurch nur geklärt und gefestigt. In diesem Sinne ist das Benehmen des Lynceus, der seinem Entzücken über die Schönheit Helenas so treuherzig und ohne Scheu die Zügel schießen läßt, sowie das tolerante Verhalten Fausts demgegenüber zu verstehen.

Die sozialen Kämpfe der letzten Jahrzehnte und die damit verbundenen beiderseitigen Verhetzungen haben in diese Verhältnisse eine Trübung gebracht. Der Neid und Haß, welcher jetzt eine so große Rolle spielt, ist, wie schon erwähnt, dem innersten Wesen des deutschen Volkes vollkommen fremd und wurzelt vielmehr im Seelenleben der anders gearteten Völker. Daß diese Bewegung auch unter den Deutschen so festen Fuß fassen und so unheilvolle Wirkungen in das ganze Volksleben bringen konnte, ist ein neuer Beweis für die bekannte Tatsache, daß die Deutschen fremden Einflüssen sehr zugänglich sind und darin sehr weit, eventuell bis zur Verleugnung des eigenen Wesens, gehen können, wie man ja überhaupt auch in manchen anderen Hinsichten die letzten Jahrzehnte durch die Überschrift „Das deutsche Wesen im Banne fremder Völker" charakterisieren könnte.

Phorkyas, heftig eintretend, verkündet das Heranrücken eines feindlichen Heeres, worauf der Heerbann sofort aufgeboten wird. In seiner Ansprache weist Faust den Heerführern die einzelnen Landesteile zu, welche sie hinfort als Herzoge beherrschen und verteidigen sollen; er selber behält sich Sparta, welches als die Hauptstadt alle „überthronen soll". Der Chor feiert die Macht der zielbewußten Organisation. Als der Heerbann abgezogen ist, preist Faust die „Nichtinsel", das Vaterland der Helena; er rühmt die Pracht der peloponnesischen Berge mit den darauf grasenden Herden sowie den mächtigen Wäldern und verherrlicht die kraftvoll schöne Bevölkerung. Zum Schluß entwirft er ein Zukunftsbild, indem er meint, er werde nicht in strenger Herrschsucht, deren Symbol die „feste Burg" ist, aufgehen, sondern dafür sorgen, daß das Leben auch lebenswert ist; hinter dem Schutzwall, den die starke Organisation der Wehrkraft bildet, soll der Friede seine Segnungen entfalten: „arkadisch frei sei unser Glück."

Der Schauplatz verwandelt sich durchaus.

Zwischen dieser und der vorigen Szene ist ein längerer Zeitraum eingeschaltet zu denken, welcher ausgefüllt wird einesteils durch die Ar-

beiten des Friedens und andrerseits durch das stille eheliche Glück, das der gereifte Mann und die gereifte Frau sich gegenseitig bereiten. Diese lange Zwischenpause wird in poetisch-phantastischer Weise derart geschildert, daß der Chor sie schlafend verbringt und nun beim Erwachen durch die Mitteilung, daß Faust und Helena einen Sohn Euphorion besitzen, überrascht wird. Dieser letztere Zug stammt ebenfalls aus den alten Faustsagen, in welchen von einem Sohn Fausts Justus die Rede ist, welcher nach Fausts Tode samt seiner Mutter Helena verschwindet. Euphorion wird nun als ein „Genius ohne Flügel" mit der „Flamme übermächtiger Geisteskraft", als der „künftige Meister alles Schönen", durchdrungen von „ewigen Melodien" geschildert; daneben verrät sich bei ihm eine starke Sinnlichkeit, „faunenartig ohne Tierheit". Bezeichnend ist weiter für ihn die Maßlosigkeit und Zügellosigkeit, mit welcher er sich seinen Trieben hingibt, und welche bei den Eltern neben der Freude über sein Talent schwere Sorgen und Befürchtungen wecken. Vor allem warnen sie ihn, die Erde zu verlassen, nämlich das Bewußtsein zu verlieren, daß die Natur den Menschen in physischer, wie geistiger Hinsicht an gewisse Grenzen bindet, deren Überschreitung physisch den Keim zur Selbstvernichtung legen kann, während sie geistig ein Sichverlieren in wertlose Phantasien und Hirngespinste bedeutet; denn auch bei dichterischen Schöpfungen hat nur dasjenige einen Wert, was dem kraftvoll pulsierenden Leben entnommen ist. Auf die Schilderung der Phorkyas antwortet der Chor, daß alles, was in der Wirklichkeit vorkommt, nur ein „trauriger Nachklang" dessen ist, was die Sagen von den „herrlichen Ahnherrntagen" verkünden, und führen als Beispiel die Kindheit des Merkur an; Phorkyas hebt demgegenüber als Mangel der alten griechischen Göttersagen die geringe Gemütstiefe derselben hervor, welche es unmöglich macht, daß die deutsche Natur sich durch sie vollkommen befriedigt fühlen könnte, worauf der Chor zugibt, daß das Seelenleben die Hauptsache ist, da es imstande ist, selbst wenn das äußere Schicksal düster ist, dem Menschen über die Enttäuschungen des Daseins hinwegzuhelfen.

Helena, Faust und Euphorion treten auf, wobei sich der letztere in der von Phorkyas bereits geschilderten Weise seinen Leidenschaften hingibt; anfangs spielt er mit den Mädchen des Chors, wird dann aber brutal gegen sie und zum Schluß vergreift er sich an einer von ihnen in gewalttätiger Weise. „Sie flammt auf und lodert in die Höhe." Diese Flamme, welche das Mädchen verzehrt, Euphorion aber unverletzt läßt, bedeutet das Auflodern des weiblichen Stolzes, welcher den Tod einer unwürdigen Behandlung vorzieht.

Es ist allgemein bekannt, daß Goethe in Euphorion den Dichter Lord Byron feiern wollte, welchen er außerordentlich hochschätzte. Die letzte Szene bedeutet eine Anspielung auf dessen Jugendausschweifungen. Das nun Nachfolgende schildert Byrons Begeisterung für die Freiheitskämpfe der Griechen, an welchen er auch tätig Anteil nahm, bis ihn zu Missolunghi ein plötzlicher Tod ereilte. Euphorion wirft sich in die Lüfte und stürzt zu Boden, worauf das Körperliche verschwindet, und nur Kleid, Mantel und Lyra zurückbleibt. Helena sagt darauf Faust Lebewohl und löst sich in nichts auf, so daß ihr Kleid und Schleier Faust in den Armen bleiben.

Phorkyas-Mephistopheles spricht darauf unter Hinweis auf Helenas Kleid die bedeutungsvollen Worte: „Laß es nicht los. Die Göttin ist's nicht mehr, doch göttlich ist's." Die hohe Glanzepoche der griechischen Kunst, geradeso wie das Volk, welches sie geschaffen hat, sind nicht mehr, und nur spärliche leblose Überreste bezeugen, welch ein Geist hier einst geherrscht hat. Die Manuskripte der Meisterwerke der griechischen Dichtung und Philosophie, die sich auf uns vererbt haben, sind das Kleid der Helena, an welchem schon die „Dämonen zupfen, um es zur Unterwelt zu reißen," das aber vor dem Untergang bewahrt werden soll. Und diese Aufgabe ist auch etwas Göttliches. Die Arbeiten, welche notwendig waren, um diese Werke der Menschheit wieder zu erschließen, sowie die Arbeiten, welche erforderlich sind, um Generation für Generation in diese Welt einzuführen, nämlich das Lehren der griechischen Sprache mit Hilfe von grammatischen Regeln und Vokabeln: alles das sind Bemühungen, das Kleid der Helena festzuhalten. Und wenn auch die Mehrzahl derer, die sich damit beschäftigen, nicht soviel Talent hat, um aus der Sprache allein den Geist zu erfassen, welcher die griechische Kunst und Literatur durchglüht hat, also nicht fähig ist, Helena selbst zu finden, so sind diese Arbeiten doch göttlich; denn sie alle tragen in ihrer Gesamtheit dazu bei, in den Menschen das Ideale zu pflegen, die Menschheit „emporzuheben und über alles Gemeine rasch am Äther hin zu tragen." Diese Auffassung betrifft zum großen Teil die Leute vom Schlage Wagners und steht in einem Gegensatz zu dem am Anfang des ersten Teiles über diesen Mann gefällten Urteil. Damals war Faust noch der Titan, welcher sich in kühnem Geistesflug nur über alles zu erheben trachtete und alles, was sich bescheiden mit mäßigen Mitteln Schritt für Schritt vorwärtsarbeitet, gering schätzte. Jetzt ist er von seiner Höhe heruntergestiegen in die Welt des „farbigen Abglanzes"; nicht mehr sich über die anderen zu erheben, sondern unter ihnen zu wirken und mit ihnen zu arbeiten, ist jetzt sein Ehrgeiz. Und so beurteilt er jetzt jede redliche und gewissenhafte Arbeit,

wenn sie auch nur bescheidene Ziele hat und sich über das Durchschnittsmaß nicht erhebt, von einem gereiften und geläuterten Standpunkte aus. Daß er selbst die Worte nicht ausspricht, sondern Mephistopheles, ändert an der Sache nichts, da dieser im zweiten Teil, wie schon erwähnt, vielfach als Faust selbst aufgefaßt werden muß.

Mephistopheles hebt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra auf, welche hier dieselbe Bedeutung haben wie Helenas Kleid, und spricht von der Einrichtung von Schulen, wo „gild- und handwerksmäßig das Kleid verborgt", das heißt die griechische Sprache gelehrt werden soll.

Die Chorführerin spricht ihre Befriedigung aus, dem Zwang der Phorkyas entronnen zu sein, und beschließt der Königin in den Hades zu folgen. Die übrigen Mädchen scheuen sich mitzugehen, um in der Unterwelt unbeachtet im Hintergrund zu stehen, und ziehen es vor, als Elfen auf der Oberwelt zu bleiben; ein Teil wählt sich die Bäume, ein Teil die Felsen mit dem Echo, ein Teil die Bäche und ein Teil die Weinberge als Aufenthalt.

Vierter Akt.

Die Wolke, welche Faust aus Griechenland entführt hat, trägt ihn nach Deutschland, schwebt mit ihm bis an das Meer und wieder bis zum Hochgebirge zurück, wo er auf einem Felsengipfel den Boden wieder betritt. Die Wolke zieht weiter und nimmt wogend für einen Augenblick die Gestalt einer herrlichen Frauengestalt an und erinnert ihn „blendend spiegelnd" an die „flüchtigen Tage", welche jüngst ihren Abschluß gefunden haben und welche einen so tiefen und bedeutungsvollen Sinn hatten. „Ein zarter lichter Nebelstreif", welcher sich „in den Äther erhebt", ruft in ihm Gefühle wach, welche seine Jugend beherrscht haben. Die majestätische und erhabene Ruhe der Morgenstunde läßt in ihm das „unbegreiflich holde Sehnen, das ihn einst trieb, durch Wald und Wiese hinzugehen, wo er unter tausend Tränen eine Welt in sich entstehen fühlte, und ein Gebet ihm brünstiger Genuß war," wiederaufleben. Diese Empfindungen, die er damals nicht verstanden, die er aber „festgehalten" hat, und die ihm wertvoller sind als „jeder Schatz", deutet er als den Trieb zur „Seelenschönheit". Er sieht es noch nicht, daß der Trieb zur Seelenschönheit das hochstehende Griechenvolk vor dem Versinken in geistige Bedeutungslosigkeit nicht bewahren konnte, und daß es somit noch andere, tiefere Kräfte in der menschlichen Seele geben muß, welche den Antäus immer wieder von neuem durchdringen und wieder auf neue Höhen emporführen: er hat das Rätsel seines Daseins noch nicht gelöst.

Mephistopheles tritt auf und bringt eine „närrische Legende", nach welcher die Steinmassen, welche jetzt die Berge bilden, früher tief in der

Erde lagen und durch vulkanische Eruptionen hinauf gebracht wurden. Faust antwortet, der Ursprung der Berge sei ihm nicht so wichtig, wie deren edle majestätische Schönheit. Mephistopheles kommt darauf auf die erratischen Blöcke zu sprechen, deren Ursprung den Geologen lange rätselhaft war, da jene aus anderem Gestein als dem sonst in der betreffenden Gegend vorkommenden bestehen. Er meint, „das treu-gemeine Volk", das an den Teufel glaubt, finde sich mit dergleichen Rätseln viel leichter ab als die Denker und Forscher. Es komme ganz darauf an, worin jemand seine Ehre sucht: ihm liege nichts daran, die Wahrheit zu verbreiten, „Natur sei, wie sie sei!" Ihm liege viel mehr an der Macht über die großen Massen; und die sichere man sich am besten, indem man sie im „Unsinn" bestärkt; dann kann man sie leicht zu „Tumult und Gewalt" aufwiegeln und damit „Großes erreichen."

Das Folgende bildet nun die Einleitung zum fünften Akt. Mephistopheles fragt, ob sich Faust schon ein neues Feld für seine Betätigung gewählt habe; Faust antwortet: „Ein Großes zog mich an. Errate!" Mephistopheles rät ein bedeutendes Amt in einer großen Stadt; Faust weist diese Ansicht ab, indem er meint, daß man mit der Sorge um die Mitmenschen nur Undank erntet. Diese Antwort verrät, wie wenig Faust, trotzdem er von seiner Höhe zu den übrigen Menschen heruntergestiegen ist, an diese denkt, und wie ihn noch immer eine innere Scheidewand von ihnen trennt. Mephistopheles schlägt nun vor, er solle sich ein herrliches Lustschloß mit Wasserkünsten und den „allerschönsten Frauen" einrichten. Diese Schilderung ist unzweifelhaft eine Anspielung auf den Hof Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Faust weist diese Zumutung verächtlich ab. Mephistopheles spottet, Faust sei wohl mondsüchtig und wolle seine Tätigkeit auf diesen verlegen. Darauf erklärt Faust seinen Plan: Es handle sich ihm nicht um Ruhm, sondern um ein Arbeitsfeld; und ein solches habe er am Meeresstrand entdeckt, wo die Ebbe und Flut weite Strecken unbenutzbar machen. Wenn man dem Wasser eine nur ganz geringe Höhe in der Gestalt eines Dammes entgegensetzt, sei seine Herrschaft gebrochen.

Diese Stelle gestattet wieder einen tiefen Blick in Fausts Seelenleben. Das, was ihn schon wieder zu neuen Taten treibt, ist sein Kraftbewußtsein, welches sich selbst im Kampfe mit der Gewalt der Elemente erproben will. Die nutzlose Arbeit der Wellen erscheint ihm als ein Unfug, dem gesteuert werden muß, geradeso wie ein rechtlich denkender Mensch beim Anblick zügellosen Übermuts sich zum Widerstand gegen diesen aufgestachelt fühlt. Daß große Arbeiten auch von einem anderen Standpunkt aus be-

trachtet werden können, insofern als man durch sie seine Mitmenschen auf ein höheres Niveau heben, durch sie viel Not und Elend lindern, der vorwärts strebenden Tüchtigkeit Gelegenheit zum Emporkommen geben kann und dergleichen mehr, daran denkt er nicht.

Um seinen Standpunkt näher zu charakterisieren, sei auf markante Persönlichkeiten verwiesen. Die Großtaten Napoleons I. entsprangen nur seinem Kraftbewußtsein und seinem Machthunger. Für die Menschheit hatte er nur Verachtung; sie war in seinen Augen gleichbedeutend mit totem Material. Deswegen hatten seine Schöpfungen kein Fundament in der menschlichen Seele und mußten zum größten Teil in sich zusammenbrechen. Die Großtaten Friedrichs des Großen dagegen hatten ihren Grund in der aufopferungsvollen Hingabe an das Wohl des Staates. Er, der sich in seinen Kriegen ungezähltemal den größten Gefahren ausgesetzt, der wiederholt Wunden erlitten hat, hat seinen Auffassungen ein unvergängliches Denkmal gesetzt durch die bekannte Anordnung, daß, wenn er in Gefangenschaft geriete, seine etwa von dort kommenden Befehle nicht beachtet werden dürfen, und der Krieg weiterzuführen sei, wie wenn er selbst nie existiert hätte. Durch diese Auffassungen hat er bei seinen Untertanen einen festen im Seelenleben wurzelnden Grund für seine Schöpfungen gelegt. Die übermenschlichen Leistungen seines Volkes in den Freiheitskriegen waren die Antwort auf sein Beispiel und die Feuerprobe für die Festigkeit des von ihm gelegten Fundaments, auf welchem sich dann immer wieder neue Großtaten aufgebaut haben, bis zu den Riesentaten des Weltkrieges.

Faust nähert sich vorläufig noch den Auffassungen Napoleons I., und so ist sein Streben nur darauf gerichtet, „Herrschaft zu gewinnen, Eigentum!“ Mephistopheles findet bald einen Weg zu diesem Ziele, indem er Faust veranlaßt, dem sich in einer schwierigen Lage befindenden Kaiser aus seiner Bedrängnis herauszuhelfen und sich als Lohn dafür den Meeresstrand zusprechen zu lassen.

Die folgenden Szenen schildern nun diese Hilfeleistung. In denselben findet man wiederum Züge aus den alten Faustsagen verwendet. In einem Briefe des am Hofe des französischen Königs Franz I. weilenden Heinrich Kornelius Agrippa von Nettesheim findet sich nachstehende Stelle[1]: Der Vater der Lüge hat die Leute überredet, daß jener Zauberer aus Deutschland, welchem die Geister gehorchen sollen, die ganze Zukunft überschaue, daß er um die geheimsten Entschließungen und Pläne weiß, daß er Gewalt genug besitzt, um die königlichen Prinzen durch die Luft zurück-

1) Vgl. Deutsche Sagen von Prof. Dr. Jakob Nover. Gießen 1895.

zubringen, daß er Berge voll Heere, Wagen und Pferde erscheinen lassen, Schätze hervorziehen und versetzen kann usw.

In einem Werke des Manlius aus Ansbach, eines Schülers des Melanchthon, welches 1590 zu Basel erschien, findet sich Nachstehendes: Dieser Zauberer Faust, eine schändliche Bestie und Kloake vieler Teufel, prahlte, daß er alle Siege, welche die kaiserlichen Heere in Italien erfochten, durch seine Magie errungen habe.

Zufolge einem der ältesten Faustbücher soll Faust einem Freiherrn von Hardt, welcher ihm nach dem Leben trachtete, gespenstische Heerscharen entgegengestellt haben.

Mephistopheles schildert zunächst Faust die Zustände, welche seit ihrem Verschwinden vom kaiserlichen Hofe im Reiche eingerissen sind. Das „Greuliche", welches Faust als Plutus vorausgesagt hat, hat sich tatsächlich „ereignet". Der Reichtum hat nicht nur den Wohlstand gebracht, sondern auch die mit ihm häufig auftretenden Mißstände, und zwar diese in so starkem Maße, daß er mehr geschadet als genützt hat. Wenn es der Menschheit gestattet wird, ohne schwere und bedeutende Sorgen zu leben, nimmt sie einen ähnlichen Charakter an, wie ihn hysterische Menschen zeigen, welche mit ihrer nächsten Umgebung nicht in Frieden leben können und alles Unangenehme, was ihnen das Leben bringt, an dieser auslassen müssen. Ähnliche Verhältnisse treten dann auch im öffentlichen Leben ein, indem sich überall nichts als Spannungen herausbilden. Wo unter normalen Zuständen, wenn die Menschen ernste und bedeutende Sorgen und Ziele hätten, keine Spur von Differenzen vorhanden wäre, entwickeln sich, indem man sich in die hysterische Reizbarkeit immer tiefer verbohrt, die unerträglichsten Zerwürfnisse. Wenn nun die Macht, welche solche ungesunden Auswüchse bekämpfen soll, schwankend und ängstlich auftritt, gewinnt das schlechte Element immer mehr die Oberhand, und man steuert einer Katastrophe zu. Der Kaiser hat das Regieren nur als eine drückende Pflicht aufgefaßt und in einem Genußdasein seine Befriedigung gesucht. Faust erklärt dies als einen großen Irrtum; denn wer das Herrschen so auffaßt, muß bald in Abhängigkeit geraten, so daß er in Wirklichkeit nicht herrscht, sondern beherrscht wird. So konnte der Kaiser auch der einreißenden Anarchie nicht Halt gebieten. Dazu hat er sich den Groll der Kirche zugezogen, weil er auf seiner Krönungsfahrt in Rom den als Zauberer zum Tode verurteilten und bereits auf dem Scheiterhaufen stehenden Nekromanten von Norcia begnadigt und der Verfolgung durch die Kirche entzogen hat. So kommt es zu einem allgemeinen Aufstand, vor welchem er sich an den Rand des Gebirges zurückzieht. Mephisto-

pheles fordert Faust auf, den Kaiser zu retten. Faust will von einer Hilfe, welche nur „Trug, Zauberblendwerk und hohler Schein" sein kann, nichts wissen; dann stellt ihm aber Mephistopheles die Erwerbung des Meeresstrandes in Aussicht, was endlich Faust zur Zustimmung zu diesem Plan veranlaßt. Mephistopheles läßt sofort drei seiner dienstbaren Geister erscheinen, welche die Gestalt von „Urgebirgs-Urmenschen" angenommen haben und, „allegorisch wie die Lumpe sind", drei Typen von Söldnern darstellen: den Raufbold, welcher im Kämpfen seine Befriedigung findet, den Beute- und Genußsüchtigen, dem das wüste Treiben behagt, und endlich den, der sich durch den Kampf einen bleibenden Besitz erwerben will. Diese „drei Gewaltigen" sollen die Zauberkräfte des Mephistopheles im Heere des Kaisers zur Geltung bringen.

Auf dem Vorgebirge.

Der Obergeneral erklärt dem Kaiser die Stellung; in der Mitte ist das Gelände eben und für einen Angriff der Hauptmasse des Heeres geeignet; der rechte Flügel ist zwischen Hügeln gut gedeckt, während der linke Flügel steile Felsen, zwischen welchen ein enger Paß ins Gebirge zieht, besetzt hält. Im Hintergrunde sieht der Kaiser das feindliche Heer heranrücken. Zwei Kundschafter melden sich; der erste berichtet über die Stimmung in der Bevölkerung, welche zum größten Teil dem Kaiser ergeben ist, aber infolge der Haltlosigkeit desselben sich zu keiner Tat aufraffen kann und sich mit der gefährlichen Lage entschuldigt. Der zweite Kundschafter berichtet, ein neuer Kaiser sei aufgetreten und habe durch eine zielbewußte Organisation die unentschlossene Masse nach sich gerissen. Diese Nachricht rüttelt den Kaiser aus seiner Unentschlossenheit auf und bringt ihn plötzlich zu dem Entschluß, jetzt alles für seine Krone einzusetzen. Er bereut, daß er dem Rat seiner Umgebung gefolgt ist und nur in Turnieren seine Kraft erprobt hat, der ernsten Gefahr aber ausgewichen ist. Das Selbstgefühl, welches ihn bei dem Flammengaukelspiel des Hoffestes durchglüht hat, hätte er sich in ernsten Taten und Gefahren auch erwerben können. Jetzt sieht er es, daß es nicht genügt, einen wirtschaftlichen Aufschwung herbeizuführen, sondern daß es die Hauptsache ist, volle Herrschaft über die neuen Verhältnisse zu behalten.

Faust tritt mit seinen Begleitern auf und macht den Kaiser auf das Vorhandensein von Zauberkräften aufmerksam. Auffallend ist, daß der Kaiser weder ihn noch Mephistopheles erkennt, was durch die lange dazwischen verflossene Zeit zu erklären ist. Auf seine verwunderte Frage, was Faust damit meine, eröffnet ihm dieser, der Nekromant von Norcia habe ihn aus Dankbarkeit geschickt, um dem Kaiser in seiner Notlage durch

Zauberei zu helfen. Dieser freut sich über den guten Willen, weist aber die Hilfe als überflüssig zurück, da die Sache durch den Zweikampf entschieden werden soll. Faust mißbilligt es, daß sich der Kaiser als das Haupt des Reiches einer Gefahr aussetzt, da doch in ihm sämtliche Glieder getroffen würden, während sonst, solange das Haupt gesund ist, alle Glieder bei Kraft seien. Die zurückkehrenden Herolde berichten, daß der Gegenkaiser die Herausforderung zum Zweikampf mit Hohn abgewiesen hat. Faust ist mit diesem Ausgang zufrieden und fordert den Kaiser auf, die Schlacht zu beginnen. Der Obergeneral ordnet an, der rechte Flügel solle die heranrückende, durch den Marsch ermüdete Linke des Feindes angreifen; die Mitte solle dann durchzubrechen trachten; der linke Flügel dagegen solle seine Stellung halten und eine Umgehung der Hauptmacht verhindern. Die „drei Gewaltigen" werden entsprechend eingeteilt. Mephistopheles läßt nun auf den Felsen, welche der linke Flügel besetzt hält, ein Zauberheer erscheinen, indem seine dienstbaren Geister leere Rüstungen dort aufstellen. Der Himmel verfinstert sich und wird nur hie und da durch Wetterleuchten erhellt. Am rechten Flügel entbrennt unterdessen schon der Kampf; Mephistopheles macht auf den Raufebold aufmerksam, wobei der Kaiser bemerkt, daß alle Bewegungen desselben vervielfacht zu sehen sind; Faust erklärt es als eine Luftspiegelung. Dem Kaiser fallen weiter Flammen an den Lanzenspitzen auf; das deutet Faust als das St. Elmsfeuer, welches auch manchmal auf den Spitzen von Masten erscheint. Der Kaiser fragt, auf wen diese Zauberwirkungen zurückzuführen sind, worauf Mephistopheles auf den Nekromanten von Norcia verweist, dessen Dankbarkeit sich in dieser Hilfe ausdrückt. In der Luft erscheint ein Symbol dieses Kampfes, nämlich ein Greif, das ist der Gegenkaiser, welcher einen Adler, den rechtmäßigen Kaiser, angreift, von diesem aber verwundet und vertrieben wird. Mephistopheles stellt nun fest, daß der rechte Flügel den Feind zurückdrängt und sogar dessen Hauptmacht auf der einen Seite in Unordnung bringt, so daß sich der eigenen Phalanx eine schwache Stelle zum Angriff bietet. Der Kaiser bemerkt, daß die Felsen am linken Flügel vom Feind erstiegen werden. Zwei Raben erscheinen und melden Mephistopheles dasselbe, worauf der Kaiser den Mut vollkommen sinken läßt. Mephistopheles bittet nun um den Oberbefehl. Der Obergeneral ist ratlos und will seinen Marschallstab zurückgeben. Der Kaiser befiehlt ihm, den Stab zu behalten, da er ihn Mephistopheles nicht verleihen kann; im übrigen läßt er dem letzteren freie Hand und begibt sich mit dem Obergeneral ins Zelt. Mephistopheles läßt nun scheinbar Wasserfluten aus den Felsen hervorbrechen, welche die Feinde zur wilden Flucht veranlassen, so daß

auch auf dem linken Flügel der Sieg vollkommen ist. Durch „Wetterleuchten in verworrenen Büschen", das sind Irrlichter in besonders starkem Maße auftretend, wird die Panik unter den Feinden noch unterstützt. Endlich läßt Mephistopheles auch ein furchtbares Waffengerassel ertönen, indem die in den aufgestellten Rüstungen verborgenen Geister diese, wie bei früheren Ritterkämpfen, auf einander losschlagen lassen.

Des Gegenkaisers Zelt.

Der Sieg ist so vollkommen, daß sogar das Zelt des Gegenkaisers erbeutet wird. Habebald und die Marketenderin plündern den Goldschatz; von den Trabanten des Kaisers zur Rede gestellt, gibt Habebald freche Antworten und entfernt sich mit dem geraubten Geld. Die Trabanten sprechen darauf über die rätselhaften Vorgänge während der Schlacht, wo eine betäubende Schwüle geherrscht hat, und die Feinde noch „vor jedem Streich" niedersanken.

Der Kaiser tritt auf und spricht seine Befriedigung über den Sieg aus, welcher die Ordnung im Reiche vollständig wiederhergestellt hat. Über die Zauberei setzt er sich leicht hinweg und erklärt sie für einen günstigen Zufall, wie ja die Siege auch sonst oft nur von günstigen Zufällen abhängen. Einen tiefen Eindruck hat die überstandene Gefahr aber doch auf ihn gemacht und hat bei ihm „zum höchsten Preis" die Selbsterkenntnis gefördert. Deshalb unternimmt er es gleich, das Reich besser zu organisieren, indem er die vier Erzämter einsetzt. Der Erzmarschall soll auch im Frieden die Wehrkraft auf der Höhe halten; beim Festmahl schreitet er mit blankem Schwert dem Kaiser voran und steht ihm dann zur Seite. Der Erzkämmerer soll für geordnete und würdige Zustände im ganzen Hofstaat sorgen, damit der Hof vorbildlich wirkt; beim Festmahl hält er dem Kaiser das goldene Becken zum Händewaschen. Der Erztruchseß und der Erzschenk sollen für die Hoftafel sorgen, die gut bestellt werden soll, bei der es jedoch mäßig zuzugehen hat.

Als der zum Erzkanzler ernannte Erzbischof hinzutritt, belehnt der Kaiser alle fünf mit den Ländern der von ihm abgefallenen Fürsten und spricht ihnen das Recht zu, ihre Gebiete noch weiter zu vergrößern, in ihren Ländern als Richter die höchste Instanz zu sein und alle Arten von Steuern einzuführen. Weiter sollen sie im Falle seines Todes seinen Nachfolger auf den Kaiserthron wählen. Diese Lehen sollen aber unteilbar und nur auf den ältesten Sohn vererblich sein.

Nachdem sich die vier Fürsten entfernt haben, macht der Erzbischof dem Kaiser Vorwürfe, daß er sich mit dem Teufel verbündet hat, und droht ihm mit dem Bann des Papstes, zumal da dieser ihm noch wegen

der Begnadigung des Nekromanten zürne. Deswegen solle er das ganze Tal, wo sich der Zauberkampf abgespielt hat, der Kirche schenken, dort ein Kloster errichten lassen und diesem entsprechende Einkünfte zusichern, was der Kaiser auch bewilligt. Aus dem Lande, welches Faust dem Meere abgewinnen will, muß der Kaiser ebenfalls der Kirche Abgaben versprechen, da sonst über Faust der Bann verhängt würde.

Es handelt sich nun noch um die Deutung des durch die Zaubermittel errungenen Sieges. Das Ganze kurzweg unter die märchenhaften Züge zu verweisen, würde zu dem bisherigen Verlauf der Dichtung in einem schroffen Widerspruch stehen. Denn abgesehen von der Hexenküche und den beiden Walpurgisnächten, welche ja ohne märchenhafte Züge unmöglich wären, finden sich derartige Züge nur in bedeutungslosen Nebensächlichkeiten, wie zum Beispiel in den Luftfahrten. Alles jedoch, was zu dem festen Gefüge der Dichtung gehört, enthält nichts Übersinnliches. So bedeutet das Auftreten des Erdgeistes und auch des Mephistopheles psychologische Vorgänge, die Mütter sind wissenschaftliche Begriffe, Homunkulus ist in jeder Beziehung ein Mensch, Helena ist ein Symbol für teils geschichtliche, teils philosophisch-poetische Vorgänge, Euphorion ist eine ganz bestimmte Persönlichkeit, das Flammengaukelspiel knüpft an volkswirtschaftliche Probleme an und schildert allegorisch Zustände im Volksleben. So muß auch das Zauberspiel des vierten Aktes eine tiefere Bedeutung haben. Diese ist leicht zu finden: Es wird hier ein vollkommener Sieg errungen, jedoch ohne die solchen Siegen sonst anhaftenden abstoßenden Nebenumstände. „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen," heißt es sonst gewöhnlich bei derartigen Ereignissen, und das menschliche Gefühl bleibt, selbst wenn der Sieg dem Idealen und Erhabenen zugute kommt, tief unbefriedigt. Kein Wunder, daß edle Seelen schon viel über das Problem nachgedacht haben, wie man Humanität in die Kriegsführung hineintragen könnte. Hier sehen wir nun in einer phantastischen Darstellung das Ideal eines Kampfes: der Feind sinkt nieder noch „vor jedem Streich", wird durch Vorspiegelungen zum Wanken und zur wilden Flucht gebracht; es ist der vollkommenste Sieg, ohne daß man dem einzelnen Feinde viel Schaden angetan hätte. Die Bedeutung dieser Szene berührt somit das Problem der humanen Kriegsführung und bildet den Gegensatz zu dem Kampfe Fausts mit Valentin.

Der gegenwärtige Weltkrieg ist ein neuer Beweis dafür, daß dieses Problem vom deutschen Wesen nicht zu trennen ist. Hierher gehört das Bestreben, den Krieg nur auf die Personen zu beschränken, welche auf Grund ihres Eides verpflichtet sind zu kämpfen, und die vollständige Fern-

haltung aller übrigen von der Betätigung der Feindseligkeit; ferner das humane Verhalten gegenüber den Gefangenen, welche in der Verpflegung, Gesundheitspflege und Behandlung den Eigenen ganz gleichgestellt werden. Wie furchtbar wirken dem gegenüber die Bemühungen anderer Völker, die Schrecken des Krieges ins Ungemessene zu steigern; hier ist zu erwähnen die Entfachung des Franktireur-Krieges, welcher in kurzer Zeit jede Regung der Humanität unmöglich machen muß; weiter das Streben, gegen die Hinterlandsbevölkerung, das sind hauptsächlich Frauen, Kinder und Greise, den Hauptangriff zu richten durch Konzentrationslager oder durch die Aushungerung, um so den Widerstand der kämpfenden Helden von rückwärts lahmzulegen; ferner Auslassungen des Hasses an wehrlosen Gefangenen und Verwundeten, welche vielfach nur durch strenge Gegenmaßregeln notdürftig im Zaume gehalten werden konnten. Wie tief das Streben nach humaner Kriegsführung im deutschen Volke wurzelt, sieht man daraus, daß es einer zweieinhalbjährigen Kriegsdauer und der Abweisung des Friedensangebotes vom 12. Dezember 1916 bedurft hat, bis Deutschland zur rücksichtslosen Durchführung des U-Bootkrieges gegriffen hat. Die Geschichte, das Weltgerichte, wird das Urteil darüber fällen, welche Bestrebungen von reinen und idealen Rücksichten inspiriert waren, und welche der niedrigen Vernichtungssucht entsprangen. Das Volk Goethes und Fausts kann diesem Urteil zuversichtlich entgegensehen.

Fünfter Akt.

Zwischen dem vierten und fünften Akt ist ein sehr langer Zeitraum zu denken, innerhalb dessen Faust unablässig an der Verwirklichung seiner großzügigen Pläne arbeitet. Im fünften Akt tritt er als ein allerdings noch rüstiger Greis auf, der auf ein nahezu schon vollendetes Lebenswerk zurückblicken kann: das Meer ist weit zurückgedrängt, und das gewonnene Land ist fruchtbringend angebaut.

Offene Gegend.

Ein Wanderer, welcher in dieser Gegend vor langen Jahren Schiffbruch gelitten hatte und ans Land geworfen worden war, tritt auf und sucht die Hütte, in welcher er damals bei einem freundlichen Ehepaar gastlich aufgenommen wurde. Er findet das von den alten Linden umgebene Häuschen mit den beiden harmlosen und biedern Alten, welche nach dem Vorbild von Ovids Metamorphosen Philemon und Baucis genannt werden. Nachdem er mit ihnen alte Erinnerungen ausgetauscht hat, will er zum Meer gehen, wird aber von den Alten über die von Faust durchgeführte Zurückdrängung des Meeres aufgeklärt. Dem über das Gehörte

und Geschehene im höchsten Grade erstaunten Fremden erzählt Baucis von den Zauberdingen und Ungeheuerlichkeiten, welche dabei vorgekommen sein sollen. Diese Erzählung ist nur als der Ausfluß einer simpeln und daher auch zum Aberglauben neigenden, allen Neuerungen Mißtrauen entgegenbringenden Denkweise aufzufassen. Denn da die Zurückdrängung des Meeres in Holland tatsächlich ausgeführt worden ist, und außerdem auch in der Dichtung eine sehr lange Reihe von Jahren für die Ausführung der Arbeiten angenommen erscheint, ist gar keine Notwendigkeit vorhanden, warum dabei Zauberei hätte angewendet werden sollen. Zum Schluß wird erwähnt, daß Faust, der in der Nähe seinen Palast hat, die Hütte mit den Linden gern besitzen möchte und dem alten Ehepaar ein „schönes Gut im neuen Land" dafür angeboten hat, wofür aber Baucis in ihrem Mißtrauen unzugänglich ist.

Palast. Weiter Ziergarten.

Der in Nachdenken versunkene Faust wird durch Philemons Abendläuten aufgestört und gibt seinem Ärger über den Widerstand der Alten betreffs des Ankaufes ihrer Hütte Ausdruck. Unterdessen nähert sich auf einem Schiff Mephistopheles mit seinen Begleitern, welche eine reiche Ladung mitbringen. Er schildert selber wie sie die Macht, zu welcher Faust gelangt ist, hinter seinem Rücken zu Raub und Piraterie ausnutzen. Es ist ja bekannt, daß in Zeiten, wo noch patriarchalische Zustände herrschen, die große Masse der Bevölkerung konservativ am Althergebrachten hängt und allen Neuerungen mißtrauisch oder sogar feindselig gegenübersteht. Wenn nun große Kulturarbeiten durchzuführen sind, finden die Unternehmer an diesen Elementen keine Unterstützung; und so kommt es, daß sich um sie Abenteurer, welche nichts mehr zu verlieren haben, scharen, die das humanen und idealen Beweggründen entstammende Werk für ihre selbstsüchtigen Zwecke ausnutzen und vielfach durch Gewalttaten beflecken. Ähnlich ist auch das Element, welches Faust bei der Durchführung seiner Pläne geholfen hat und das in den drei gewaltigen Gesellen dargestellt wird. Es ist daher kein Wunder, daß sich Faust in einer reizbaren, ungeduldigen, mürrischen und verdrossenen Stimmung befindet, in welcher ihn der Anblick der ans Land geschafften Güter nur noch bestärkt. Diese Stelle ist wieder ein Hinweis darauf, wie tief ein Faust von seiner Höhe heruntersteigen muß, wenn er sich in der „Welt des farbigen Abglanzes" betätigen will.

Mephistopheles macht Faust aufmerksam, daß er nach den vielen und großen Erfolgen anders gestimmt sein sollte, worauf Faust auf die Störung, welche ihm das häufige Geläute verursacht, das ihn immer von neuem

an den passiven Widerstand des alten Ehepaares erinnert, zu sprechen kommt. Er „schämt" sich zwar dieser Stimmung; aber er möchte sich in den hohen Linden einen Aussichtspunkt über das neue Land herstellen lassen. Mephistopheles rät ihm, er solle sein Kolonisierungsrecht rücksichtslos gegen die Alten geltend machen. Das leuchtet Faust ein, und er beauftragt Mephistopheles, die beiden Alten auch gegen ihren Willen auf das „schöne Gütchen, das er den Alten ausersah", zu bringen; er hofft dabei, daß sich ihr Eigensinn bald in Zufriedenheit verwandeln wird.

Tiefe Nacht.

Der Türmer bemerkt, wie die Hütte der beiden Alten, die Kapelle und die Lindenbäume niederbrennen. Faust, dadurch aufmerksam gemacht, ahnt, daß Mephistopheles seinen Befehl anders, als er gemeint war, ausgeführt hat, und bereut es, daß er überhaupt darüber gesprochen hat. Aber Entsetzen ergreift ihn, als Mephistopheles den wirklichen Verlauf und den Tod des Ehepaares sowie des Wanderers schildert, und er mit eigenen Augen sieht, wie in seinem Namen die rohesten Gewalttaten verbrochen werden. Er ist beinahe sprachlos; das Einzige, was er hervorbringt, ist ein Fluch über die Verbrecher. Dabei sagt er sich aber selbst: Was ist ein Fluch für solche Gesellen, wo ich noch dazu für alle zusammen nur einen einzigen habe. Und so setzt er im Bewußtsein seiner Ohnmacht und in einer bitteren Selbstironie hinzu: „Teilt es unter euch." Dann steht er lange auf dem Balkon und blickt unverwandt nach der Stelle, wo auf seine Veranlassung, wenn auch gegen seinen Willen, etwas so Entsetzliches geschehen ist. In seinem Innern wiederholt sich jetzt etwas Ähnliches, wie zu Beginn der Dichtung, als ihn der Erdgeist von sich wies: wie er sich damals niedergeschmettert gefühlt hat durch die Erkenntnis, daß sein bisheriges Leben und Streben verfehlt war, so fühlt er sich jetzt wieder niedergeschmettert und zerknirscht über sein ganzes Dasein, welches er seit der Zeit, wo er sich der Magie ergab, geführt hat. „Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen, da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein." Sein Dasein, sein Streben und alle seine Taten erscheinen ihm jetzt verabscheuungswert, menschenunwürdig, und das Einzige, was ihm riesengroß, drohend vor Augen steht, ist die Reue über das verfehlte Leben.

In dieser Stimmung beschleicht ihn ein Gefühl, welches er bisher nicht gekannt hat: vier graue Weiber sind herangeschwebt; drei derselben, der Mangel, die Schuld und die Not, finden keinen Eingang: „die Sorge aber schleicht sich durchs Schlüsselloch ein." Sie schildert ihre unabweisbare, „grimmige Gewalt". Faust antwortet: er habe sein „Leben durchstürmt", sich unablässig in das Neue gestürzt; über das Jenseits, das ja

dem menschlichen Auge verschlossen ist, habe er sich nie Gedanken gemacht; „im Weiterschreiten" habe er sein Glück gesucht, statt dessen allerdings immer nur die Qual der Unbefriedigung gefunden. Die Sorge schildert nun, wie dem, welchen sie befällt, kein Licht leuchtet; wie er nie weiß, welchen Weg er gehen soll; wie er unsicher „tastend halbe Schritte wankt" und dabei nichts als Unruhe und Qualen leidet. Faust wehrt sich gegen diese Macht, aber umsonst: sie haucht ihn an, und er erblindet. Das Erblinden ist das Symbol für die Unsicherheit, welche derjenige empfindet, der sich für das Wohl anderer Menschen verantwortlich fühlt. Wie einfach und klar erscheint demjenigen die Zukunft, der für niemand zu sorgen hat; wie leicht findet er den Weg, den er zu gehen hat; wie leicht zieht ein solcher in den Kampf, um das, was ihm heilig ist, zu verteidigen! Und wie quält sich dem gegenüber derjenige, den die Sorgen um seine Lieben, die ohne ihn verderben, zu Boden drücken, um den richtigen Weg zu finden! Die furchtbare seelische Erschütterung, welche Faust eben erlebt hat, hat ihn gelehrt, an das Wohl anderer Menschen zu denken und davor zu zittern, daß man nicht unbewußt und ohne es zu wollen das Unglück anderer verursacht.

Die traurigen Überreste der niedergebrannten Hütte sind das Abbild des Zustandes, in welchen Fausts Inneres so plötzlich versetzt wurde: sein bisheriges Leben erscheint ihm verabscheuungswürdig, und auch das Licht, welches ihm bisher immer so sicher den Weg für sein „Weiterschreiten" gezeigt hat, ist erloschen. Wie ihn einst das „Donnerwort des Erdgeistes hinweggerafft" hat, so hat der Sturm, der eben durch seine Seele gezogen ist, alles hinweggefegt, was sich sein Geist seitdem aufgebaut hatte. Damals hat ihn der Ostergesang, welcher draußen erscholl, aus seiner Verzweiflung gerettet. Auch heute erschallt ein Ostergesang und verheißt ihm Rettung: aber heute dringt er aus seinem eigenen Herzen. In dem Ringen seiner Seele nach der inneren Sühne der Untat, die er, wenn auch gegen seinen Willen, verschuldet hat, bricht in ihm die Erkenntnis durch, daß er es ja in seiner Hand hat, Tausende von menschlichen Existenzen glücklich zu machen; daß es nicht genügt, ein starres totes Ziel vor Augen zu haben und auf dasselbe hinzuarbeiten, sondern, daß man dabei auch an das Geschick seiner Mitmenschen denken und die dem Geist vorschwebenden großen Aufgaben so lösen muß, daß dadurch das Wohl der Mitwelt begründet und gefördert wird. Die opferfreudige Hingabe an den Nächsten und die Allgemeinheit das ist die Osterbotschaft, welche jetzt aus seinem eigenen Herzen dringt, und diesmal fehlt ihm nicht der Glaube: „Im Innern leuchtet helles Licht." Jetzt würde ihn der Erdgeist nicht mehr von sich weisen.

Da sich diese Auffassung nun einmal bei ihm Bahn gebrochen hat, erfaßt ihn eine Ungeduld, sich gleich in diesem Sinne zu betätigen, und er ordnet trotz der Nacht den sofortigen Beginn der vorbereiteten Arbeiten an.

Großer Vorhof des Palastes.

Mephistopheles ruft Lemuren, das sind Schatten von Verstorbenen, herbei, welche zunächst nicht verstehen, was sie bei technischen Arbeiten helfen sollen, und befiehlt ihnen, ein Grab zu graben. Faust, welcher das Geklirr der Spaten hört, fühlt darüber tiefe Freude und ordnet an, die Arbeit solle möglichst rasch betrieben werden. Er malt sich aus, wie er „Räume vielen Millionen eröffnet", welch ein reges Leben sich dort entwickeln wird, und wie hier, wo es infolge der Meeresnähe ja auch Gefahren geben wird, ein kraftvolles und tüchtiges Geschlecht heranwachsen wird mit zufriedenem und freiem Sinn. Und so wird er sich in den Seelen der hier Wohnenden ein Denkmal für ewige Zeiten setzen, und „die Spur seiner Erdentage wird in Äonen nicht untergehen". Dies Bewußtsein, das ihm noch neu ist, beseligt ihn so, daß er diesem Augenblick zuruft: „Verweile doch! du bist so schön". Damit ist der Vertrag mit Mephistopheles abgelaufen, und Faust sinkt tot zu Boden.

Die Rolle des Mephistopheles als Diener ist zu Ende, und er zeigt sich von jetzt ab nur noch als „der Geist, der stets verneint, dessen eigentliches Element die Sünde, Zerstörung, kurz das Böse ist". In diesem Sinn bezeichnet er diesen Augenblick, wo in Faust der göttliche Funke siegreich durch alle Zweifel und Hindernisse durchgedrungen und zu einer Flamme herangewachsen ist, welche sein ganzes Leben in einem verklärten Licht erscheinen läßt, als „schlecht und leer". Der Chor der Lemuren sagt: „Es ist vorbei." Das Wort „vorbei" erregt den Unwillen des Mephistopheles. Wenn etwas vorbeigegangen ist, so braucht es noch nicht vernichtet zu sein; es kann „sich im Kreis treiben" und wiedererscheinen. So genügt es Mephistopheles nicht, daß Fausts Erdendasein vorbeigegangen ist, und sein Geist in einer anderen Welt weiterlebt; sondern ihm liegt daran, ihn ganz wegzuschaffen und in das „Ewigleere" zu versenken. Dieser Unwille über ein Wort läßt vermuten, daß sich Mephistopheles innerlich der Erreichung seines Zieles nicht ganz sicher fühlt.

Und nun erhebt sich ein Kampf um Fausts Seele. Mephistopheles gründet seinen Anspruch auf den Buchstaben des Vertrages. Da Faust die Worte ausgesprochen hat: „Verweile doch! du bist so schön!" behauptet er, Faust sei ihm verfallen. Daß der Sinn des Vertrages ganz anders gemeint war, kümmert ihn nicht. Faust hat damals gesagt: „Werd' ich

beruhigt je mich auf ein Faulbett legen; kannst du mich mit Genuß betrügen: Das sei für mich der letzte Tag!" Es hat sich also darum gehandelt, Faust durch ein Genußleben von seinem nie ruhenden Arbeitstrieb und von der stetigen Arbeit an sich selbst abzulenken, den göttlichen Funken in ihm auszulöschen und sein Wesen zu verflachen. Nun ist das Gegenteil eingetreten: Fausts Wesen hat sich immer mehr vertieft; der göttliche Funke ist zum Schluß als eine mächtige Flamme hervorgebrochen, welche alle ihm noch anhaftenden Schlacken verzehrt, sein Wesen vollkommen geläutert hat; und seine letzten Worte bezeugen einen Arbeitstrieb sondergleichen. Das alles ist nichts in den Augen des Bösen. Mephistopheles, welcher sich so lange als „ein Teil von jener Kraft, die stets das Gute schafft", hat betätigen müssen, kehrt jetzt um so mehr den Geist der „Verneinung und Zerstörung" hervor und entfaltet die Kräfte, welche ihm für seine Ziele förderlich sind. Und eines seiner stärksten Mittel ist die Macht des Buchstabens. „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig" sprach einst jenes auserwählte Rüstzeug, welches bestimmt war, der göttlichen Wahrheit einen festen Grund in den Herzen und Seelen der Menschen zu legen. Die menschliche Sprache ist zu arm und zu schwach, als daß sie das Geistige durch Laute und Schriftzeichen erfassen und wiedergeben könnte; sie ist gewissermaßen nur ein Kleid, welches den Sinn einschließt. Der Mensch muß den Sinn mehr ahnen als wirklich erkennen. Und daher kommt es, daß aus ein und demselben Wortlaut so Verschiedenes herausgelesen werden kann, je nach dem, wie derjenige beschaffen ist, der ihn deutet. Wer vom Geist der Wahrheit erfüllt ist, sucht den tiefen und wahren Sinn; wem der Geist der Wahrheit im Wege ist, der leugnet den inneren Sinn und hält sich an die toten Buchstaben. Deswegen gibt es auch kein Gesetz der Moral oder der öffentlichen Ordnung, welches nicht in den Dienst des Bösen gestellt werden könnte. Dort wo man sich nicht dessen bewußt ist, daß alle Gesetze das Gute fördern und das Böse bekämpfen sollen, wo man an die Begriffe gut und böse überhaupt nicht glaubt und daher alle Vorschriften nur mechanisch befolgt, dort dienen die Gesetze sehr bald dazu, das gute Element einzuengen, während sie dem schlechten Element eine große Bewegungsfreiheit gestatten. Und so wirken auch sie auf das Gute abtötend. In diesem Sinne gehören tatsächlich alle Auffassungen, welche den Buchstabenkultus als Grundlage haben, in den Machtbereich des Bösen; und dem entsprechend gründet Mephistopheles seine Ansprüche auf den toten Buchstaben. Er will unter allen Umständen den Sieg behalten und ruft eine Schar von Teufeln zur Bewachung des Leichnams und zum Einfangen der Seele, sobald sie den

Körper verläßt, indem er meint, in neuerer Zeit werde die Frage der Feststellung des Todes und des genauen Zeitpunktes desselben, da auch Scheintodesfälle vorgekommen sind, sehr genau behandelt.

Der Himmel sendet seine Heerscharen, um die Seele, die „immer strebend sich bemüht, zu erlösen". Mephistopheles empfängt sie mit Schmähreden und meint, „das Schändlichste, was die Teufel zur Vernichtung des menschlichen Geschlechts ersannen", nämlich die Sünde, sei den Frommen zu „ihrer Andacht eben recht", da sie sich am Kampfe gegen dieselbe erbauen. Die Engel streuen Rosen „aus den Händen liebend-heiliger Büßerinnen". Diese letzteren sind Wesen, bei welchen schon zu Lebzeiten die selbstlose und aufopfernde Liebe der Haupttrieb ihrer Seele gewesen ist, und die von den irdischen Schwächen und Verfehlungen durch Buße geläutert, die reine göttliche Kraft, welche den Menschen emporzieht, versinnbildlichen. Die Wirkung der Rosen ist eine doppelte: zunächst verwandeln sie sich unter dem Atem der Teufel in Flammen und brennen dieselben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß den bösen Menschen das bloße Vorhandensein der guten ein Dorn im Auge ist, wie wenn es sie brennen würde; und daraus erklärt es sich auch, daß manchmal Idealisten, welche stets an sich arbeiten und sich moralisch zu heben bestrebt sind, von ihrer Umgebung stärker gehaßt werden als selbst Feinde. Das dürfte wohl auch die Ursache sein, warum das deutsche Volk, das unter den Völkern der Welt der Idealist ist, so wenig Freunde, dagegen soviel Mißgünstige und Feinde besitzt.

Die zweite Wirkung ist tief bezeichnend für das Wesen des Bösen überhaupt. Als sich die himmlischen Heerscharen nähern, da sagt Mephistopheles: „Es sind auch Teufel, doch verkappt." Es ist ein beliebtes Mittel der schlechten Menschen, daß sie, um einerseits sich selbst zu heben und andererseits die Guten herabzusetzen, das ideale Streben der Guten nicht nur nicht anerkennen, sondern auch noch für Heuchelei erklären und auf diese Weise zu dem Schluß kommen, daß sie selbst die besseren sind; die Schamlosigkeit, mit welcher sie sich zu ihrem niedrigen und selbstsüchtigen Streben offen bekennen, wird dadurch noch zu einer Tugend gestempelt. So sieht Mephistopheles in dem heiligen Ernst, der sich auf den Mienen der Engel spiegelt, nur eine äußerlich angenommene „Pfaffenmiene, die sie gar nicht kleidet", nur in heuchlerisch-fromme Falten gelegte Gesichter, hinter welchen sich nichts als Sinnlichkeit und Lüsternheit verbergen. Er selber bekennt sich mit abstoßender Offenheit zu diesen Lüsten und sucht die Engel zu überreden, ebenfalls das, was er für ihr wahres Wesen hält, unverhüllt zu zeigen. Darin beruht eben eine der stärksten Mächte

des Bösen gegenüber dem Guten, daß es den Glauben an die Bestimmung des Menschen zum Idealen und Erhabenen untergräbt und den Glauben an den Wert des idealen Strebens sowie der moralischen Selbsterziehung vernichtet. Das ist das innere Wesen des Unglaubens. Besonders verhängnisvoll ist es, wenn die Jugend, bei welcher die Triebe zum Guten noch nicht gefestigt sind, unter den Einfluß derartiger Auffassungen gerät, welche dann wie Frost auf die zarten Blüten wirken. Und ihre gefährlichste Eigenschaft beruht in der scheinbaren Harmlosigkeit, mit welcher diese Macht auftritt, einer schleichenden Krankheit vergleichbar, welche sich festsetzt und lange Zeit den Organismus untergräbt, ohne daß etwas davon zu bemerken ist, und gegen die es keine Rettung mehr gibt, wenn sie offen hervorbricht. Geradeso nun wie durch diese Art von Krankheiten viel mehr Menschen zugrunde gehen, als durch die akut auftretenden Leiden, oder durch Unglücksfälle, geradeso verfallen bei weitem die meisten Menschen dadurch dem Bösen, daß in ihnen unmerklich der Glaube an die höhere Bestimmung des Menschen abgetötet wird. So sehen wir, wie der Böse im Kampfe um die Seele Fausts die Mächte zur Geltung zu bringen sucht, welche für ihn sonst die wirksamsten sind und ihm stetig ungezählte Millionen zuführen.

Hier sind aber seine Künste vergeblich. Die Engel sagen: „Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden, was euch das Innere stört, dürft ihr nicht leiden.“ Der Kampf, den ihr gegen die selbstlose opferfreudige Liebe, welche euch „das Innere stört“, führt, ist umsonst; hier sind wir die „Tüchtigen“, die gegen euch, die Feinde der Liebe, „gewaltig eindringen“. Mephistopheles wird durch diese Macht zur Seite gedrängt, geradeso wie er vor dem Kreuz, dem Sinnbild der höchsten erbarmenden göttlichen Liebe zurückweichen muß, und die Engel umringen das Grab Fausts. Die Flammen der heiligen Liebe, welche alle diejenigen, „die sich verdammen“, das heißt sich ihrer Unvollkommenheit bewußt sind und daher an sich arbeiten, „heilen und erlösen, umschweben“ und verklären sie. Die Engel nehmen Fausts Seele auf und erheben sich mit ihr zu den lichten Höhen.

Der Nachruf, den ihnen Mephistopheles nachsendet, ist wieder bezeichnend für das Wesen des Bösen: er bezichtigt sich selbst der „Torheit“, weil er einen Mißerfolg gehabt hat; wenn er Erfolge erzielt hätte, würde er sich loben und rühmen. Wo die Grenzen zwischen gut und böse nur nach dem Erfolg bestimmt werden, dort ist die Macht des Bösen fest gegründet.

Bergschluchten.

Das Vorbild für diese Szene dürfte der Berg Monserrat bei Barcelona sein, auf welchem Einsiedler, Anachoreten, wohnten. Pater ecstaticus

ringt nach der „ewigen Liebe Kern“ und sieht in allen Leiden sowie Verfolgungen ein Mittel der Erziehung zu diesem Ziel. Pater profundus sieht in der ganzen Natur, auch dort, wo sie für den Menschen Gefahren birgt, „Boten der allmächtigen Liebe“ und fleht um „Erleuchtung des Inneren“, damit dieser Glaube im Kampfe mit der „stumpfen Sinne Schranken“ die Oberhand behält. Ein Chor von seligen Knaben, welche gleich nach der Geburt gestorben sind und daher die Welt nicht kennen gelernt haben, erscheint. Pater seraphicus läßt sie durch seine Augen die Welt betrachten, die ihnen jedoch „Schreck und Grauen“ einflößt. Pater seraphicus weist sie an, in „Gottes Gegenwart“ ihre „Nahrung, die im freisten Äther waltet“ zu suchen. Unterdessen erscheinen die Engel mit Fausts Seele und berichten über ihren Sieg. „Die vollendeteren Engel“ meinen, daß Fausts Seele noch nicht den vollkommenen Grad der Reinheit erlangt habe[1]), daß aber die Engel nicht die Macht haben, die „geeinte Zwienatur zu trennen“ und die irdischen „Elemente“ zu entfernen; das sei nur „die ewige Liebe“ imstande. „Die jüngeren Engel“ bemerken den Chor der seligen Knaben und schlagen vor, Fausts Seele solle sich diesen zugesellen. Die seligen Knaben dienen hier als Sinnbild der vollkommenen Reinheit, da die geistigen Triebe bei ihnen keine Gelegenheit gehabt haben, sich durch die Berührung mit der irdischen Welt zu trüben. Fausts Seele soll nun durch sie ihre ursprüngliche Reinheit, welche sie einst gehabt hat, wiedergewinnen. Die seligen Knaben, „lösen die Flocken“ der irdischen Unreinheit von ihm, so daß er rein wie „im Puppenstand“, das ist wie unmittelbar nach seiner Geburt, erscheint, und betrachten ihn als ein Unterpfand dafür, daß sie auch Engel werden können. Sie sehen ihn dann rasch wachsen, „er überwächst uns schon an mächtigen Gliedern“; sie erkennen seine Überlegenheit an und wollen sich zum „Lohn treuer Pflege“ von ihm lehren lassen.

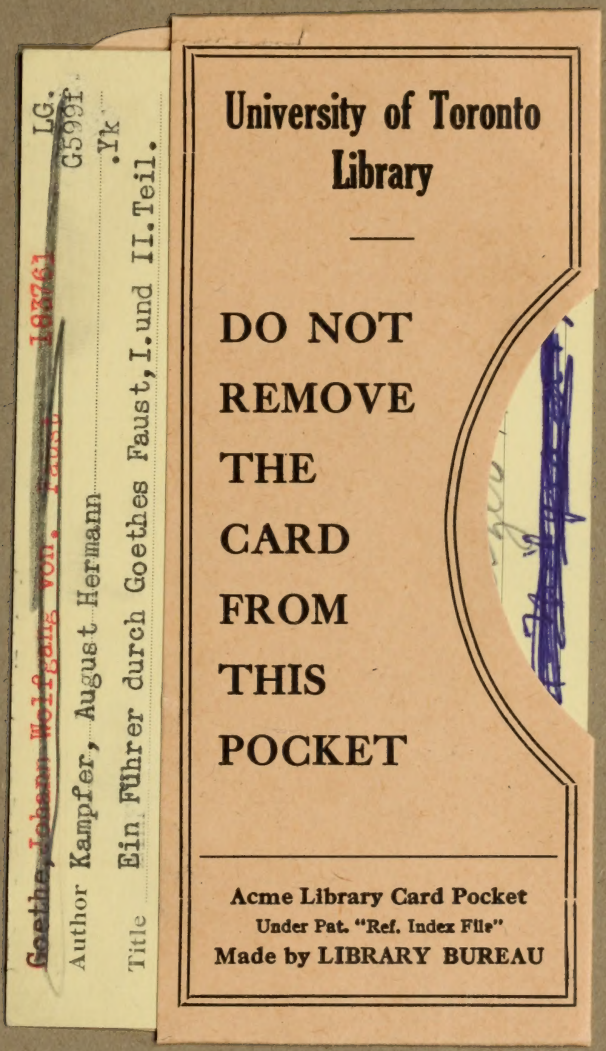
Doctor Marianus bemerkt in einer Schar vorbeischwebender Frauen „die Himmelskönigin.“ Er feiert in ihr den mildernden Einfluß, welchen das weibliche Wesen auf das Ungestüm des Männerwesens ausübt, und durch welchen es bei dem letzteren die Glut des Willens sowie der Tatkraft derart mäßigt, daß sie nicht verzehrt, sondern erwärmt und Kraft spendet. Diese Milde zeigt sich besonders auch in ihrer Erbarmung gegenüber denjenigen, welche sich in ihrer Vertrauensseligkeit zu Fehltritten haben verleiten lassen, und welchen sie Gelegenheit gibt, die irdische Schwäche durch Buße abzustreifen sowie die himmlischen Triebe in sich zur Entfaltung zu bringen. Aus dem

1) Die Erwähnung des Asbests bezieht sich darauf, daß man in alten Zeiten Leichen in eine Asbestleinwand einzuhüllen pflegte.

Chor dieser Büßerinnen treten Maria Magdalena, die Samariterin und die ägyptische Maria, welche ein vierzigjähriges Büßerleben in der Wüste geführt hat, vor und bitten die Himmelskönigin um Gnade für Gretchen. Gretchen geht auf in der Freude über das Nahen des „früh Geliebten“ und bittet, ihn in das Reich der Klarheit, wo „ihn der neue Tag noch blendet“, einführen zu dürfen. Die Himmelskönigin gibt ihr eine Antwort, welche symbolisch ist für das ganze Leben Fausts: „Hebe dich zu höheren Sphären; wenn er dich ahnt, folgt er nach.“ Gretchen ist hier die Versinnbildlichung der hingebenden opferfreudigen Liebe, welche Faust „in seinem dunkeln Drange“ stets unbewußt als Ziel vorgeschwebt ist, bis er, sich immer höher und höher hebend, ganz in ihr aufgegangen ist. Das ist die Liebe, welche man bei dem weiblichen Geschlecht häufiger findet als bei dem männlichen, und welche dem weiblichen Wesen den Ewigkeitswert verleiht, weswegen sie hier „das Ewigweibliche“ genannt wird.

Der Chorus mysticus faßt alles, was hier geschehen ist, in wenigen Worten zusammen: „Alles Vergängliche“, das ist alles, was in dieser Welt vorgeht, „ist nur ein Gleichnis“, nur ein schwacher Abglanz des Geistigen; denn das „Unzulängliche“, die dem Menschen anhaftende Schwäche, herrscht hier, ist „hier Ereignis“. Aber „das Unbeschreibliche“, das Wunder, daß sich der Mensch trotzdem zu den Höhen der Wahrheit und Klarheit heben kann, „hier ist's getan“; und das „Ewigweibliche“ ist die Kraft, die „uns hinanzieht“.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.


Goethe, Johann Wolfgang von. Faust.
Author Kampfer, August Hermann
Title Ein Führer durch Goethes Faust, I. und II. Teil.
LG.
G599f
Yk
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. d. S.

Goethes Faust

als einheitliche Dichtung erläutert und verte

von

Prof. Dr. Herm. Schreyer.

M. 4,50; geb. M. 5,50.

Ander theil

D. Johañ Fausti Histo

von seinem Famulo Christoff Wag

Herausgegeben und eingeleitet

von

Josef Fritz.

Lex. 8°. M. 8,—.

Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle,

zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters

von

Dr. Hermann Baumgart,

Professor an der Universität Königsberg i. Pr.

M. 1,60.

Das Goethesche Gleichnis

von

Prof. Dr. Hermann Henkel,

Gymnasialdirektor.

M. 1,60.

Bad Lauchstedt

seine literarischen Denkwürdigkeiten

und sein Goethetheater

nach Berichten der Zeitgenossen dargestellt

von

Dr. Heinrich Reinhold,

Universitätsbibliothekar in Marburg.

Mit 25 Abbildungen. — Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

In geschmackvoller Ausstattung. Geh. M. 6,—.

Bismarck und Goethe

von

Prof. Dr. Paul Reinhold.

8°. geh. M. 1,—.

Zu den angegebenen Preisen kommt noch der Teuerungsaufschlag.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.